OMNIBUS.
Belletriſtiſches Blatt,
erſcheint jeden
Sonntag Morgen.
Enthält außer zwei ſpannenden
Romanen.
aus der Feder der renommirteſten Schriftſteller eine reiche Auswahl von
unterhaltendem Leſeſtoff,
eine Ueberſicht der
wichtigſten Neuigkeiten
der Woche,
Lokal- und neueſte Nachrichten, Wochen-Rundſchau ꝛc.

Bedingungen:
Preis per Poſt:
$3.00 per Jahr.
Von den Trägern:
25 Cts. für 4 Nummern
Anzeigen, per Square von 10 Zeilen Nonpareil für jedesmalige Inſertion …………**$1.00**
—0—
Der Omnibus und das wöchentliche Volksblatt, durch die Poſt, zuſammen nur $4.00
Der Omnibus und das halbwöchentliche Volksblatt, durch die Poſt, zuſammen nur $5.00
Der Omnibus und das tägliche Volksblatt, durch die Poſt, zuſammen nur $9.50
—0—
Man adreſſire gef.
W. Krippenſtapel,
Louisville Ky.

O. Samp Lapp und Brehm,
Heut bleibt ihr nicht at home.
LOUISVILLE OMNIBUS
WILLIAMS-ENG. CIN.O

Jahrgang 2. Nummer 47.

OMNIBUS.

Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Louisville, Ky., Sonntag, den 15. November 1868.

Das Tägliche
Louisville Volksblatt,
erſcheint mit Ausnahme Montags jeden Morgen und enthält alle bis gegen Morgen einlaufenden Depeſchen in deutſcher Ueberſetzung. Es koſtet, frei in's Haus geliefert, in Louisville,

1 Woche		20 Cents.
3 Monate	per Poſt	$2,00
6 Monate	„ „	4.00
1 Jahr	„ „	8.00

—0—
Das Halbwöchentliche
Louisville Volksblatt,
erſcheint jeden Mittwoch und Samſtag Morgen. Es koſtet frei in's Haus geliefert, in Louisville,

Per Woche		7½ Cents.
1 Jahr	per Poſt	$2.50
6 Monate	„ „	1.25

—0—
Das Wöchentliche
Louisville Volksblatt
verläßt jeden Mittwoch Morgen die Preſſe und wird ſofort zur Poſt befördert. Es enthält neben den neueſten politiſchen Nachrichten den ausgewählteſten Leſtoff und namentlich einen ſorgfältig ausgearbeiteten Marktbericht. Der Preis dieſes Blattes iſt in unbedingter Vorausbezahlung

6 Monate	75 Cents.
1 Jahr	$1.50
Einzelne Nummern	—.05

Anzeigen für daſſelbe finden billige Aufnahme.
—0—
Nach Deutſchland
verſenden wir das Wöchentliche Volksblatt (wobei wir die Frankirung beſorgen):

1 Jahr	$5.00
6 Monate	2.50
3 Monate	1.25
Einzelne Nummern	—.10

Plüskow von Kowalz,

Mecklenburgs Achilles.

Der Herr von Plüskow zu Mecklenburg,
Auf ſeinem Schloß Kowalz,
Vom ſtärkſten Kümmel dreizehn Quart
Goß er ſich in den Hals!

Der Herr von Plüskow zu Mecklenburg,
Auf ſeinem Schloß Kowalz,
Erhob die Stimme dann und rief
Mit Macht des Donnerhalls:

„Depoſſedirte alleſammt
„Vom Erbſtrom bis zur Pfalz,
„Euch ſetzt in Eure Rechte ein
„Jetzt Plüskow von Kowalz!“

„Den ganzen preußiſch-deutſchen Bund,
„Den brat' ich mir in Schmalz
„Und freſſ' ihn auf zum Abendbrod—
„Ich, Plüskow von Kowalz!“

Und wer dies hört', entſatzte ſich—
Graf Bismarck ebenfalls—
Und Alles fleht um Gnade an
Herrn Plüskow von Kowalz.

Doch der ſinkt ſiegreich unter'n Tiſch
Mit Schnarchen und Geſchnalz:
Beduſelt ward zu Bett gebracht
Held Plüskow von Kowalz!

Ruſſiſches.

Während die Feindſeligkeiten der ruſſiſchen Regierung gegen die Deutſchen an der Oſtſee im Zunehmen begriffen ſind, druckt die Kreuzzeitung einen ſehr eingeſandten Artikel ab, in dem die Vergewaltigung der Deutſchen Bevölkerung Rußlands von Seiten des Moskowitiſchen Partei vertheidigt und beſchönigt wird. „Die Procedur des Ruſſificirtwerden“ — heißt es in dem Artikel—„ſei zwar etwas unangenehm und ſchmerzhaft; ſobald ſie aber erſt vollſtändig vollzogen ſei, würden die davon Betroffenen ſchon den großen Segen dieſer Maßregel empfinden und anerkennen.“

Inſofern die Folge der Ruſſificirung gewöhnlich die iſt, daß die davon Betroffenen nach Vollendung derſelben nicht mehr da ſind, müſſen wir dieſer Anſicht durchaus beiſtimmen. Das iſt ein wirklicher Segen.

* * *

Die Ruſſiſche Regierung hat den Lutheriſchen Katechismus ins Ruſſiſche überſetzen und in dieſer Geſtalt zwangsweiſe in den Schulen der Oſtſeeprovinzen einführen laſſen. Warum damit nicht zugleich eine Ueberſetzung ins Griechiſch-Katholiſche verbunden iſt, das iſt uns unerfindlich.

* * *

Wie man hört, ſind auf höheren Befehl auch die vorzüglichſten Deutſchen Volkslieder ins Ruſſiſche übertragen worden, und ſoll das Singen dieſer ruſſificirten Lieder durch Ukas in den Oſtſeeprovinzen angeordnet werden. Die Ueberſetzung einiger der herzigſten und gemüthvollſten echt Deutſchen Weiſen, wie z. B.:

„In Sibirien iſt es mollig“—
oder:
„Was iſt des Lebens höchſte Luſt?
Die Knute und der Schnaps.“
oder:
„Allmächtig iſt des Czaren Wille,
Wo Ruſſen kommen, wird es ſtille.“

wird uns als ganz beſonders gelungen geſchildert.

Am 1. October iſt von einem hohen Cultusminiſterium die Einführung des Flügge'ſchen Leſebuchs in allen Volksſchulen der Provinz Hannover befohlen. Wie wir hören, ſo beabſichtigt die Hannoverſche Verlagshandlung bei einer nothwendig werdenden neuen Auflage dem Paſtor Knak die Bearbeitung des phyſikaliſchen Theils des genannten Leſebuchs anzuvertrauen.

Depeſchen des Louisv. Omnibus.

(Durch unſern Spezial-Cabel.)

Louisville, 12. Novembr. Von hieſigen Demokraten iſt eine Petition in Umlauf geſetzt worden, durch welche die „Einzige“ erſucht wird, wöchentlich nur einmal zu erſcheinen. Als Grund wird angeführt, daß es kein Pferd aushalten könne, täglich ſolchen „Miſt“ zu leſen, wie ihn die Einzige vorzuſetzen beliebt.

Louisville, 12. November. Die Einzige benutzt die Erdaxe als Spezial-Cabel. Da nun eine gerade Linie, von Louisville aus mitten durch die Erde gezogen direct in Botukudien, nahe der Kafferngränze mündet, ſo ſind auch die Nachrichten der „Einzigen“ ſtets ſehr botokudiſch und kaffernhaft.

Louisville, 13. November. Die „Einzige“ hat ſich wieder photographiren laſſen. Der Vorſicht wegen ſchürzte ſie diesmal vor der Prozedur aus ihren langen Ohren zwei dicke „Knoten.“ Ein Eſel und zwei Knoten — — — — — (Der Draht iſt geriſſen.)

Olymp, 10. Novbr. [per Sternſchnuppe.] Bachus hat aus Mitleid eine Collecte für den Louisviller Anzeiger eröffnet, um dieſem etwas „Spiritus“ zuzuſchicken. Zeus lächelt dazu verächtlich und ſchickt dem Volksblatt durch ſeinen Lohndiener ein Bündel radikaler Blitze.

Louisville, 13. November. Die „Einzige“ hat ein Bündniß mit dem König Prinzincacucaduba, dem Oberſten der Kaffern und Menſchenfreſſer abgeſchloſſen. Laut Pact hat ſich die Einzige verpflichtet, die Sitten der Kaffern anzunehmen und Se. Majeſtät Prizincacucaduba verpflichten ſich dagegen das Volksblatt bei erſter Gelegenheit aufzufreſſen.

Louisville, 13. Novbr. Heute meinte ein gewiſſer Jemand, es ſei doch ſonderbar, daß die „Einzige“ das Volksblatt auffreſſen laſſen wolle, da letzteres ihr doch ſchon ſeit Jahren ſo ſchwer im Magen liege.

Louisville, 13. November. Die Nachricht, daß die „Einzige“ vernünftig ſei, unterliegt einem bis zwei Zweifeln.

Madrid, 15. Novbr. Allen Anzeichen nach werden die Cortes, da das Volk zur Republik noch nicht reif, einen Nothkönig wählen.

Narrenhauſen, 14. Nov. Europa hat jetzt über 60,000 Millionen Thaler Staatsſchulden, deren furchtbare Zinſen, außer den andern hohen Steuern, der arbeitende Bürger bezahlt. Es leben die ſtehenden Heere!

Intelligenzia, 13. Nov. Hier hat ein Adliger ein Mädchen aus dem geringeren Bürgerſtande geheirathet!! Der Vater der jungen Frau iſt Viehmäſter; die Mitgift beträgt 100,000 Thaler. Die Ehe iſt natürlich ungültig, aber das Geld iſt adlig geworden.

Wien, 15. Novbr. Die neue Preß-Novelle hat noch ſehr viel Romanhaftes aus der Zeit der Kreuzritter.

Es hat geſchmeckt. Ein Neuſeeländer Häuptling wurde gefragt, wie ihm die Europäer gefielen. „Sehr gut“, ſagte er, „ich habe ſchon zwei gegeſſen.“

Eine ſtarke Stimme. Eine deutſch-amerikaniſche Operntruppe hat einen Sänger engagirt, der eine ſo ſtarke Stimme hat, daß dieſelbe an der Wand Schatten wirft, wenn er ſie losläßt.

Die Herren Delbrück und Camphauſen ſind bei ihrer Rückkehr aus Spanien einer ſcharfen Reviſion an der franzöſiſchen Gränze unterworfen worden. Wahrſcheinlich vermutheten die Franzoſen, bei den Preußiſchen Herrn Beamten die Quittung uber die 100 Millionen Realen zu finden, welche bekanntlich Preußen den Spaniſchen Rebellen vorgeſchoſſen haben ſoll.

Johann: Du Fritze, wat is dat een objectiver Witz?

Fritze: Dat will ick dich erklären. Objectiver Witz is, wenn Du über eenen andern Witze reißt.

Johann: Dann is alſo ſubjectiver Witz, wenn Du mit Dir ſelbſt Schindluder treibſt?

Fritze: So is et. Die Eenzige macht z. B. ſubjective Witze, erſtlich mal, weil ſe een Subject is und denn ooch, weil ſe een Bild copirt— — —

Johann: Hurrjeh! Biſte ſtille! Verbettere Dir nich! Ick jloobe, Du ſpielſt uf'n Eſel an.

Fritze: Nee ick meene man bloß.

Johann: Du, ick weeß jarnich, woſo der Anzeiger immer ſo uf's Volksblatt ſchimpft, dat Volksblatt is doch immer ſo „zuvorkommend“ gegen ihm.

Fritze: Woſo?

Johann: Na, weeſte, als z. B. die Eenzije den Eſel brachte, da hat das Volksblatt am nämliche Tag ſchon die Erklärung davon drin jehabt. Dat nenne ick „Zuvorkommenheit.“

Fritze: Ja ſo, uf die Art!

Fritze: Du, wollen wir nich ooch een Biſſeken dumme Jungen ſpielen?

Johann: Wat meenſte damit?

Fritze: Ick meene, mir wetten, daß Du mir uf'em Schub — — —

Johann: Halt's Maul! Oder der Otto dreht Dir den Hals um!

An Georg Philip.

Einen Eſel brachteſt Du?
Guter Mann, Du biſt blamoren!
Wußteſt Du nicht, daß man Dich,
Kannte an den langen Ohren?

Die Naturforſcher des Omnibus in poetiſcher Laune.

SEINE Situation.

IHM geht es gerade wie uns: IHM wäre wohl, wenn ER wüßte was wir auch ſo gerne von IHM wiſſen möchten, worüber wir uns den Kopf zerbrechen und worüber ER ſich den Kopf zerbricht, nämlich:

was ER nun thun ſoll?

Neue Interpretation.

In Preußen exiſtirt bekanntlich noch das geſetzliche Verbot des Connubiums zwiſchen dem Adel u. dem „niederen Bürgerſtande.“

Einige Blätter, die neuerdings dieſe Angelegenheit beſprachen, meinen, daß dieſes Verbot in Widerſpruch ſtände mit dem Artikel der Verfaſſung, welcher ſagt: „Alle Preußen ſind vor dem Geſetz gleich.“

Wir können uns dieſer Meinung nicht anſchließen. Durch eine harte Schule an ſcharfſinnige Interpretation der Verfaſſung gewöhnt, legen wir den betreffenden Artikel derſelben folgendermaßen aus:

Alle Preußen ſind vor dem Geſetz, d. h. noch ehe ein Geſetz vorhanden iſt, gleich. Nach dem Geſetz, oder dem Geſetz nach, ſind alle Preußen nicht gleich. Quod erat demonstrandum.

Wir empfehlen dieſe Interpretation den Hilfsarbeitern hoher Gerichtshöfe zur geneigten Kenntnißnahme.

Zu einem 25jährigen Doctor-Jubiläum.

Er, der ſo groß, ſo weltberühmt geworden,
Er lebt in Preußen und hat keinen Orden!

Komiſche Anzeigen.

— Ich bitte jedermann dringend und gehorſamſt wer an mir zu ſchreiben hat dem bitte ich die Adreſſe an Friedrich Sydow zu richten u. nichts von Schornſteinfeger zu bemerken den ich habe ſeit 1809 dieſe Adreſſe mit vielen wiederwillen getragen. Gott weiß es ich wollte Gärtner lernen aber die Armuth war zu groß und ich mußte bei dieſen mir ſo verhaßten ſchmutzigen Schornſteinfeger eintreten wer meine Gemüſſen Gürtnerei geſehen hat der muß mir daß bezeugen daß mein Gemüſ immer einen ſehr guten Geſchmack u. ſich auch gut gekocht hat welches mir viele Köchen und Frauen ſelbſt geſagt haben daß macht daß ich mit 18 Zoellege ſpaten gegraben habe u. beim Graben von Morgen bis Abends dabeigeſtanden habe ich bemerke noch wer mir auf einer Adreſſe noch irgend etwas von ſchornſteinfegerei redt deſſen Brief kann ich nicht annehmen.

Königsberg den 3ten Oktober 1868.
Friedrich Sydow.

— An dem Hauſe eines Beſenbinders:

„Hier bind't man zu Beſen viel Birkenreiſer,
Zu röthen die Hintern, zu weißen die Häuſer.
Lobewerth die Beſenbinder ſein,
Sie machen die Sitten und die Stuben rein.“

— Auf dem Schild eines Kellers in de Oranienburgerſtraße:

„Hier werden kleine Fahrten gemacht.“

— Das Leibziger Tageblatt vom 18. März 1868 enthält die zwei nachfolgenden Anzeigen:

„Zur Beachtung!!! Diejenige Perſon, welche vor 6 Wochen aus dem Bäckergeſchäft Weſtſtraße 55 vier Schürzen abholte und verſprach ſie mir binnen 14 Tagen wiederzubringen? aber während der Zeit ſich nicht hat ſehen laſſen, wird gebeten, dieſelbe ſobald wie möglich zurückzubringen, oder das Zunächſtfolgende wird ſich finden?“

„Zur Beachtung! Im Leipz. Tageblatt vom 17. März wird gewarnt vom Schuhmachermſtr. Ströſch aus Zweinaundorf, mir auf ſeinen Namen nichts zu borgen, da ich mich heimlich entfernt hätte; in dieſer Sache erwidere ich: dies durchaus nicht nöthig zu haben, da meine fernere Exiſtenz in jeder Beziehung geſichert iſt, und nur ſchlechte Behandlung nebſt Mißhandlung von demſelben mich nöthigten, dieſen Mann zu meiden; alles Uebrige wird Ort und Zeit lehren, da die Scheidung von mir eingeleitet worden iſt; zugleich warne ich Jedermann, dem Genannten nichts auf meinen Namen zu borgen, da ich nichts zahle.

Albertine verw. Schubert,
Bürger- u. Hausbeſitzerin in Eilenburg,
z. Z. in Zweinaundorf.“

Jaſon II. Ein junger hübſcher Mann heirathete, um ſeine zerrütteten Finanzen in Ordnung zu bringen, die Tochter eines ſteinreichen Pfandleihers, ob ſie gleich älter, wie er, höchſt mißgeſtalten war, und brennend rothes Haar hätte. „Was halten Sie von dieſer Heirath?“ fragte Jemand einen Bekannten des jungen Ehemannes.

„Daß er den Namen Jaſon der Zweite verdient,“ war die Antwort, „denn er hat das goldene Vließ erobert.“

In der „Bank- und Handels-Zeitung“ vom 22. October iſt zu leſen: „Der Bockverkauf in meiner Merino-Kammwollheerde beginnt am 15. October. In dieſem Jahre kommen die erſten Söhne von dem Sprungbocke Nr. 0,112 zum Verkauf. R. Göppner.“ Man ſieht aus dieſer Anzeige, daß es noch Leute gibt, welche mit Reſpect vom Vollbut ſprechen, auch wenn der Urahn Hörner getragen hat.

Die Steuerwacht.

(Aus dem Provinzial-Correſpondenzlichen überſetzt und nach der Melodie der „Fahnenwacht“ zu brummen.)

Der Handel ſtockt und brach liegt der Verkehr,
Allüberall herrſcht Mangel an Vertrauen,
Faſt gänzlich ſind des Bürgers Taſchen leer,
Den Lehrſtand packt Verzweiflung an und Grauen—
Und was der Landmann durch den Mißwachs litt
Des vor'gen Jahrs, iſt wirklich ungeheuer;
Drum, gäb' es auch ein kleines Deficit,
Nur keine Furcht vor einer neuen Steuer!

Die Poſtkaſſ', die von Ueberfluß ſonſt ſchwoll,
Entkräftet ſcheint ſie durch den Portogroſchen;
Bedeutend ſank ſelbſt der Ertrag vom Zoll,
Verbrauchs-Abgaben ſind faſt ganz erloſchen;
Debit u. Credit hält nicht gleichen Schritt
Und unerſättlich frißt der Zinſen-Geyer:
Ganz unvermeidlich iſt ein Deficit—
Doch deshalb keine Furcht vor euer Steuer!

Wie—was?—Iſt's möglich?—das wär' unerhört—!
Die Platte Cammets trotz dem Kruppgeſchütze?!—
—Vielleicht—wer weiß, wie bald ſich alles klärt,——
Jetzt gilt's zunächſt das Schmieden ſtärk'rer Blitze!
Nur nicht geruht, bis unſ're Kugel glitt
Auch durch dies Bollwerk!—Nichts ſei da zu theuer!
Und—keine Furcht vor einem Deficit!
Das ſtopft ſich leicht durch eine neue Steuer!

Wieder ein Mecklenburgiſches Geſchichtchen.

Der Bürgermeiſter Schlaaf befahl den treuen Bürgern allzumal: „Es bleibt in Waren immerdar, was früher Brauch u. Sitte war!—Drum, wer in ſeiner Wohnung Schooß aufnimmt Perſonen, lediglos, ob Mann, ob Frau, ob Jungfräulein, der hol' erſt die Erlaubniß ein! Wer ſich dazu nicht will verſtehen—willkührlich ſoll man ſtrafen Den an Freiheit, Geld und —ſonſt noch was; wir Bürgerherrn verſtehen das!“

Als Solches ward in Waren kund, entſetzte ſich der Bürger Rund. Ein Bote in geſchwindem Lauf mußt' zum geſtrengen Herrn hiauf. Als Der den Bürgermeiſter traf, ſprach er: „Hochweiſeſter Herr Schlaaf! ſothan Decret, das ihr verfaßt, nicht mehr für unſre Tage paßt! es paßte für vergangene Zeit, jetzt haben wir Freizügigkeit! Der Nordbund hat ſie uns gewährt, der Reichstag auch bei uns erklärt!“ — Da ward Herr Schlaaf bald roth, bald blaß: „Ri—ra—ru—Reichstag — was iſt das? Der Bundestag nur kümmert mich! Freizügigkeit — hier? — lächerlich? Kam nichts davon mir je zu Sinn, ſo lang' ich Bürgermeiſter bin! Hab' nichts geleſen, nichts gehört, das alſo meine Ruh' geſtört.—Paſcholl mit euch! Nehm' Jedermann ſich mein Decret und Warnung an, und folge mir und bleibe brav!

Das nennt man einen feſten Schlaaf!

Frankreich entwaffnet! Coloſſale Lüge! Was will das ſagen, wenn es auch 30,000 Mann entlaſſen hat! Bleiben immer noch faſt eine Million auf den Beinen! Wir dürfen nicht raſten, bis ſeine Armee decimirt iſt!

Der Halliſche Kriegstrompeter.

Bei den Stiergefechten in Madrid waren die Generale Prim und Serrquo anweſend. Leider aber hatten ſie keine Gelegenheit zu lernen, wie man—„den Stier bei den Hörnern faſſen müſſe.“

Die dreifache Strafe.

(Fortſetzung.)

Der Gedanke hatte auch bei ihr Eingang gefunden. Sie liebte ja.

Sie liebte mit der ganzen Kraft und Innigkeit ihres von ſeiner ſchweren Schuld wieder gereinigten Herzens den jungen Mann, der ihr mit ſo vieler Liebe in ſeinem braven treuen Herzen zu einer Zeit und in einer Lage entgegengekommen war, worin ſie ſo ſehr der Liebe bedurfte und ſo wenig auf Liebe rechnen konnte. Und er war der einzige Menſch in der Welt, der ſie jemals geliebt hatte. Nicht einmal ihre ſelbſtſüchtige Mutter hatt ihr Liebe gezeigt. Ihren Vater hatte ſie als Kind verloren. Die Mamſell Katharina zeigte ihr Wohlwollen, aber mehr hatte ſie, vermöge der Strenge ihres Characters, für die Fremde nicht. Der junge Schulze hatte wahrhaft innige, herzliche, heiße Liebe für ſie, und wo das weibliche Herz Liebe findet, da liebt es ſo gern wieder.

„Sie ſoll entſcheiden,“ ſagte ſie zu dem jungen Schulzen.

„So geben wir gleich zu ihr.“

Sie kehrten zum Hauſe zurück.

Sie gingen ſtill neben einander, Beide hoffend und zagend.

So hatten der Advokat und die Mamſell Katharina ſie ankommen ſehen.

Anna Eberhard war in ihre Stube gegangen.

Der Schulze ging in das Wohnzimmer, in dem er ſeine Schweſter anzutreffen hoffte. Er fand den Advokaten.

„Du hier, Bruder?“

„Ja, und um Deinetwillen.“

„Was hat ſich zugetragen?“

„Als ich das letzte Mal hier war, hatteſt Du uns die Gewährung einer Bitte verſprochen. Ich bin gekommen, Dich an Dein Verſprechen zu erinnern.“

„Jetzt?“

„In meinem und zugleich in Katharinens Namen.“

„Mein Gott, zu ihr wollte ich.“

„In derſelben Angelegenheit? So kannſt Du mir mittheilen, was Du ihr ſagen wollteſt. Ich weiß Alles von ihr.“

„Nein, nein, nur ſie kann entſcheiden.“

„Wenn ſie nun ſchon entſchieden hätte? Und zwar für Dich?“

„Bruder, wie kann ſie wiſſen?“

„Verſtändige und liebende Frauen ſehen Alles, und wenn Dich Eine liebt, ſo iſt es die verſtändige Katharina. Aber erſchrick darum nicht. Höre zu, was ſie mir für Dich geſagt hat, für Dich, damit ich es Dir wieder ſagen ſoll. Und wenn ſie—ſind ihre Worte, und Du wirſt wiſſen, wen ſie damit gemeint hat — und wen ſie damit gemeint hat — und wenn ſie auch eine Diebin iſt, er mag ſie heirathen, er ſoll glücklich werden.“

„Allmächtiger Gott!“ rief der tief erblaſſende junge Mann. „Aber ſie iſt eine Diebin, eine beſtrafte Diebin, die unmittelbar aus dem Zuchthauſe hierher kam.“

Der Advocat mußte doch auch nach Faſſung ringen.

„Ah, ſiehſt Du?“ rief der junge Mann. „Den Gedanken an die Möglichkeit hattet Ihr ertragen können. Die Wirklichkeit entſetzt Euch.“

„In Wahrheit, Bruder—!“

Eine Nebenthür that ſich auf.

Die Mamſell Katharina trat hervor. Sie hatte gelauſcht. Wie hätte das treue, liebende Schweſterherz anders gekonnt?

„Schulze,“ ſagte ſie mit ihrer klaren Ruhe, „was ich einmal geſagt habe, dabei bleibe ich. Ich glaube, die Unglückliche erkannt zu haben. Du kennſt ihr Herz ganz. Sie iſt Deiner wieder werth. Du wirſt glücklich mit ihr ſein. Ich werde ihr eine eben ſo treue Schweſter ſein, wie Dir. Hier meine Hand darauf.“

Der junge Schulze drückte die Hand an ſein Herz.

„Sie iſt unſer wieder werth, auch Deiner. Sie hatte mich wiederholt zurückgewieſen. Sie hatte mir freiwillig geſtanden, wer ſie ſei. Da forderte ich ſie auf, ſich Deiner Entſcheidung zu unterwerfen. Der Reinen, der Strengen? rief ſie. Eben ihr! Sie gab nach.“

„Sie iſt Deiner werth, Bruder,“ ſagte auch der Advocat.

„Gottlob,“ ſprach die Mamſell Katharina. „Und kommt gleich, wir wollen Euren Bund ſegnen. Aber vorher noch zwei Worte. Zuerſt, kein Menſch in der Welt, außer uns Dreien, erfährt nur ein einziges Wort über ihr früheres Leben. Gebt mir die Hand darauf.“

Sie gaben ihr die Hand darauf.

„Sodann, Schulze, ſprich nie wieder mit ihr über ihre Vergangenheit. Auch wenn ſie ſelbſt Dir davon erzählen will, gieb es nicht zu, höre ſie nicht an. Es würde Dir nur einen Stachel tiefer in das Herz drücken, den immerhin nur ein gänzliches Vergeſſen ganz herausreißen kann. Verſprich es mir.“

„Ich verſpreche es Dir, Schweſter Katharina.“

„So komm jetzt.—Doch nein!“

Sie hatte noch ein Bedenken.

„Du, Doctor, Du biſt ihr noch ein Fremder. Deine Anweſenheit würde ſie drücken. Es thut mir leid, aber—“

„Du haſt auch darin Recht, Du Krone aller braven Schweſtern!“ rief der Advocat.

Er reiſte wieder ab.

Als er fort war, gingen der Schulze u. Mamſell Katharina zu Anna Eberhard.

Die Mamſell ſchloß die Bebende in ihre Arme und legte dann ihre Hand in die des Bruders.

„Seid glücklich!“

Die Verlobten umarmten ſich.

Die Mamſell trat an das Fenſter, um zu weinen.

Es waren vielleicht die erſten glücklichen Thränen in ihrem Leben.

7.

Eine Hochzeitsgeſchichte.

Die Landſtraße, die an dem Limberger Schulzenhofe vorbeiführte, war wieder ſehr beſucht. Alles drängte ſich durch die Obſtbaumallee nach dem Hofe hin, zu Fuße, zu Pferde, zu Wagen.

So weit war es, wie vor ungefähr fünf Monaten. Aber das Andere war doch ſo ganz anders, als damals.

Die Leute waren jetzt Alle feſtlich geputzt, auch die in den ſtädtiſchen Equipagen, die hinfuhren. Und Alle waren ſie fröhlich und luſtig und voll Scherz und voll Lachen.

Und ſo war es auch auf dem Hofe ſelbſt. Auf dieſem aber waren heute vielleicht mehr als vierhundert Menſchen verſammelt, und der ganze Hof war voll Freude und Feſtlichkeit, denn es ſollte heute ein Hochzeitsfeſt gefeiert werden.

Die Vorbereitungen dazu waren, wie die bäuerliche Sitte des Landes und des reichen Schulzenhofes es forderte, in großartigſten Weiſe getroffen.

Ueberall auf dem Hofe—es war ein klarer, noch warmer Oktobertag — unter den Bäumen, in den Schoppen, auf den Tennen („Deblen“) waren die langen Tiſche und Bänke zum Eſſen aufgerichtet. An fünf bis ſechs verſchiedenen Stellen im Freien wurde an ungeheuren Kochheerden gekocht. Muſikbanden ſpielten, die jungen Leute ſchoſſen aus ihren Flinten. Hinter dem Hauſe in der Wieſe wurden Böller abgefeuert. Jubel und Jauchzen waren an allen Ecken und Enden laut.

Es war zehn Uhr Morgens.

Um eilf Uhr ſollte die Trauung ſein.

Es fehlte mit der Stunde nur noch der Geiſtliche und die Geſchwiſter des Bräutigams aus der Stadt. Sie wurden jeden Augenblick erwartet.

Der Bräutigam ging unter allen den Leuten umher, ſie zu begrüßen, zu ſehen, ob es ihnen an nichts fehle, ſie ſelbſt zu bedienen.

An ſeinem Hochzeitstage iſt der weſtphäliſche Bauer der erſte Diener ſeines Hofes. Auch der reiche Schulze Limberg konnte ſich dem nicht entziehen, und entzog ſich ihm nicht, und er war zugleich heute der glücklichſte Menſch auf ſeinem Hofe.

Die Herrin, die Königin des Tages iſt die Braut.

Anna Eberhard ſaß in dem Prunkgemache der künftigen Schulzin Limberg. Der Bräutigam hatte es ihr neu und koſtbar herrichten laſſen.

Sie war bräutlich geſchmückt. Sie war ſchön, wie ein Engel des Engels.

Die Mamſell Katharina war bei ihr.

„Warum biſt Du ſo ſtill, Kind?“ ſagte die Mamſell zu ihr. „An Deinem Ehrentage mußt Du fröhlich ſein.“

„O, meine gute Schweſter Katharina, ich möchte es ſo recht aus Herzensluſt ſein können!“

„Und Du kannſt es nicht?“ ſagte die Mamſell. „Ja, ja, ich begreife es. Aber es wird ſich ſchon geben. Du biſt ein braves Kind, Du wirſt die bravſte Frau werden.“

„Wirſt Du mich nur immer lieb behalten, Schweſter Katharina?“

„Gewiß, gewiß! Du ſollſt keine treuere Schweſter haben.“

Sie küßte die ſchöne Braut auf die Stirn.

Die Mamſell Katharina drückte ſonſt nur die Hand. Wie tief mochte ihre Verſicherung ihr aus dem bewegten Herzen kommen!

Ein Wagen war auf den Hof gefahren.

„Der Pfarrherr!“ ſagte die Mamſell. „Ich muß ihn begrüßen. Du darfſt ihn erſt ſehen, wenn die Trauung beginnt.“

Sie verließ das Zimmer.

Die Braut war allein.

Sie athmete auf, aber wie man unter einer ſchweren Laſt aufathmet, die man endlich glaubt von ſich abſchütteln zu dürfen. Ob man es auch kann?

„Warum kann ich denn nicht fröhlich ſein? Mir fehlt ja nichts an meinem Glücke. Warum ſteht denn immer drohend dieſes entſetzliche Geſpenſt vor mir? Die dritte Strafe? Muß ſie denn noch über mich kommen? Kannſt Du ſie nicht an mir vorüber gehen laſſen, mächtiger, gnädiger Herr des Himmels?“

Sie verſank in ſchmerzliches Nachdenken.

Die Thür öffnete ſich.

Der junge Schulze, der Brätigam trat ein.

„Endlich, endlich, Anna, finde ich eine Minute für Dich, für uns Beide.“

Er küßte ſie herzlich.

Sie konnte doch lächeln, an ſeinen Lippen, an ſeinem treuen Herzen. Sie konnte glücklich ſein. Nur die Minute lang.

Er mußte wieder fort zu dem ſchweren heutigen Dienſte.

Sie war wieder allein. Sie verſank wieder in Nachdenken, in ſchmerzliches, in ängſtliches. Es wurde ihr weher, es wurde ihr heißer. Der Schweiß der Angſt trat auf ihre Stirn.

„O, mein Gott, immer die Bilder vor mir! Sie tödten mich. Meine Mutter! Wo mag ſie weilen? In Elend? In Schande? In Verbrechen? Sie ſollte heute zu meiner Seite ſtehen! An dem Tage meiner Ehre! Ja, der neuen Ehre, die ich ſtets bewahren werde! Wenn ſie auf einmal käme! Gerade zu dieſem Tage! Ein Zufall führte mich ſo hierher! Warum entſetzt mich der Gedanke? Der Gedanke an die eigene Mutter!“

Der Schweiß perlte ihr heißer von der Stirn.

„Und dieſes andere furchtbare Bild! Jene ſterbenden Augen! Wie ſtarren ſie mich an! Warum tauchen ſie denn gerade heute wieder auf? Und ſo drohend, ſo furchbar drohend! Lebt er noch, der Unglückliche, in der Nacht des Wahnſinnes, in die ich, in die mein Verbrechen ihn hineingeſtoßen hatte? Oder verfolgen ſie mich aus dem Grabe? Auch von ihm habe ich ſeit jener traurigen Zeit nichts vernommen. Heute, heute, treten ſie Alle wieder vor mich hin. Es iſt wohl natürlich, aber es iſt entſetzlich.—“

Eine Sorge ſollte für den Augenblick die Angſt ihres Innern verdrängen. Nur für einen kurzen Augenblick.

Es war wieder ein Wagen vorgefahren. Der Kaufmann aus der Stadt, mit ſeiner Frau, ihrer künftigen Schwägerin.

Der Bräutigam führte Beide zu ihr.

„Wie werden ſie mich empfangen? Wenn Sie eine Ahnung von der Diebin hätten? Sie wiſſen von nichts, ſagt Ernſt. Woher ſollten ſie auch etwas wiſſen? Und doch, wie leicht fliegt eine böſe Nachricht durch die Welt! Ein Kaufmann muß reiſen. Er kommt überall hin. Aber würden ſie zu meiner Hochzeit gekommen ſein, wenn ſie etwas wüßten?“

Sie beruhigte ſich.

Der Kaufmann kam ihr mit Herzlichkeit entgegen.

Die künftige Schwägerin war entzückt von ihr. Der Weltdame war der Gedanke zuwider geweſen, eine Bäuerin als ihre Schwägerin, als die Herrin auf dem großen, reichen Schulzenhofe zum Limberge begrüßen zu müſſen. Die fand eine Dame von blendender Schönheit, von vornehmer Haltung, von ariſtokratiſcher Manieren, und die dennoch ſo beſcheiden, ſo demüthig feſt ſich an ſie anlehnte und ſie um ihre ſchweſterliche Liebe bat.

Der Bräutigam—auch er mochte wohl über den Empfang in einiger Sorge geweſen ſein—wurte mit jeder Minute glücklicher. Er zog ſie an ſich.

„Sie werden Dich Alle lieben!“ flüſterte er ihr zu. „Du biſt ſo ſchön, ſo gut.“

Sie wurde mit ihm glücklich. Noch einmal.

„Wie erfreut mich dieſe Liebe um Deinetwillen,“ füſterte zurück.

Das Unglück ſollte unmittelbar darauf hinter ihr ſtehen.

Sollte es ſie ergreifen, erdrücken?

„Warum iſt der Bruder Heinrich nicht mit Euch gekommen?“ fragte der Schulze ſeine Schweſter.

Er meinte den Advokaten.

Der Schwager hatte ein geheimnißvolles Geſicht.

„Ich weiß es eigentlich ſelber nicht.“

„Du ſcheinſt doch etwas zu wiſſen, Schwager.“

„Er ließ uns nur ſagen, er werde ſchon nachkommen und auch früh genug hier ſein.“

„Schweſter Henriette, werde ich nicht von Dir erfahren, was es iſt?“

„Ich glaube, lieber Bruder“, ſagte die Schweſter, „ſie haben eine Ueberraſchung für Dich.“

„Eine Ueberraſchung?“

„Eine recht angenehme.“

„Franz!“ rief errathend der Schulze.

„Ich habe nichts geſagt.“

„Franz! Es kann nur Franz ſein! Schon vor vier Wochen, als ich in der Stadt war, ſagte mir der Bruder, daß es von Tag zu Tag beſſer mit ihm gehe. O, welche freudigere Ueberraſchung könnte mir werden? Und an dem heutigen Tage!“

„Wir werden ja ſehen, Bruder. In einer Viertelſtunde.“

Die Schweſter entfernte ſich mit ihrem Manne. Sie hatten Beide noch an ihrem Anzuge zu ordnen.

Der Bräutigam blieb bei der Braut zurück. Er war überglücklich.

Sein Bruder Franz war nur einige Jahre älter, als er. Die Beiden hatten ſich am nächſten geſtanden. Sie liebten ſich, wie ſelten Brüder einander lieben.

„Welche Freude werde ich in einer Viertelſtunde haben!“ ſagte er zu ſeiner Braut.

Was harrte ihrer in der Viertelſtunde?

Wer iſt Franz? fragte ſie arglos. Und was iſt es mit ihm?

Franz iſt mein Bruder. Wir wuchſen hier zuſammen auf. Ich liebe ihn ſo ſehr.

Und was iſt es mit ihm? Er war nicht hier. Du haſt mir nie von ihm erzählt.

Ein ſchweres Unglück hat ihn betroffen, von dem man ſelbſt im engſten Familienkreiſe nicht gern ſpricht. Er wurde geiſteskrank.

Der Unglückliche! ſagte die Braut. Und jetzt iſt er auf der Beſſerung?

Hoffentlich ganz geheilt. Und ſo werde ich ihn heute wiederſehen. Meine Schweſter hätte es geſagt, wenn es anders wäre.

War er lange krank? mußte die Braut fragen. Sie wußte ſelbſt nicht, warum.

Seit beinahe ſechs Jahren. Ah, es war ein ſchreckliches Ereigniß.

Das ihm das Licht des Geiſtes raubte?

Ein frecher Diebſtahl—

O, mein Gott!

Was iſt Dir, Anna? Oh verzeihe mir. Ich ſprach unbedacht. Gerade heute! Verzeihe mir, mein lieber, mein ſüßer Engel.

Erzähle mir, Ernſt.

Nein, nein. Es greift Dich an. Du biſt blaß geworden. Du zitterſt. Kannſt Du mir verzeihen?

Aber erzähle mir, lieber Ernſt. Du ſiehſt ich bin gefaßt. Sie hatte ſich gefaßt. Welcher furchtbaren Anſtrengung hatte ſie dazu bedurft.

Er erzählte weiter, arglos, wie ſie vorhin arglos gefragt hatte. Nur mit wenigen Worten, um ſie nicht mehr anzugreifen. Denn daß es ſie angriff, ſah er. Er war nur weit von dem wahren Grunde entfernt.

Mein armer Bruder war in einer fremden Stadt ſchwer erkrankt. Man hatte ihn einen Augenblick allein gelaſſen. Das war von einem Diebe benutzt ihn zu berauben. Er erwacht darüber. Er ſieht den Räuber unmittelbar über ſeinem Kopfe. Er fällt für todt zurück. Er wird am Leben erhalten. Aber ſein Geiſt war irre geworden. Das Bild des Räubers verließ ihn nicht. Es hatte ihn wahnſinnig gemacht.

Anna Eberhard — nein, Anna Eiſenhart konnte nicht mehr zweifeln. Der Schulze hatte mit Schonung verſchwiegen, geändert. Sie konnte dennoch keinen Zweifel mehr haben. Und doch! Der Ertrinkende will ſich ja an dem Strohhalme retten. Ihre Kraft hielt noch aus. Sie konnte ſich noch halten.

Franz heißt Dein Bruder? fragte ſie. Franz Limberg?

Hier ſo, nach der Sitte des Landes. Draußen führte er unſeren eigentlichen Familiennamen Althoff.

Franz Althoff! Der Name war ihr aus den Akten mitgetheilt.

Sie zuckte zuſammen.

Und das Bild des Diebes hatte ihn wahnſinnig gemacht?

Es war eine Diebin, Anna. Ich darf Dir ja die Wahrheit ſagen.

Ja, ja!

Aber Anna! Du ſtirbſt! Hätte ich Unglücklicher geſchwiegen!

Sie konnte ſich noch einmal zuſammennehmen.

Mir wird ſchon wieder wohler. Du ſiehſt es. Ich werde mich ein paar Augenblicke ausruhen. Dann wird mir wieder ganz wohl ſein. Du wirſt zu den Gäſten müſſen.

Er mußte zu den Gäſten. Er verließ ſie.

Sie ſprang auf.

Was nun? — Nichts mehr! Nichts mehr! Die dritte Strafe iſt da. Die ſchwerſte, die entſetzlichſte! Sie mußte mich treffen. O, mußte ſie es denn? Ewiger Gott in Deinem Himmel, konnteſt Du es denn nicht anders über mich beſchließen? Nein, Du konnteſt es nicht. Ich bin eine Verbrecherin. Die Welt mußte ihr Recht haben!—Was nun, fragte ich? Es kann nur Eins ſein. Aber Ernſt? Katharina? Die braven Menſchen alle! — Und doch kann es nicht anders ſein.—Fort!

Sie verließ das Zimmer.

Ein feſter Entſchluß verlieh ihr neue Kraft.

Sie ging mit ſicherem Schritt in ihr Schlafgemach. Es lag am Ende des neuen Anbaues an einem längeren Gange.

In dem Gemache ſtand eine elegante Kommode vom feinſten Poliſſanderholz.

Sie zog eine Schublade auf.

Ein einfacher, grauer weiblicher Anzug mit einem ſchwarzen Hut lag darin.

Es war der Reiſeanzug, in dem ſie vor fünf Monaten auf dem Limberger Hofe angekommen war.

Eine kleine Rolle mit Geld lag daneben.

Es war der Reſt ihres damaligen Reiſegeldes.

Sie hatte Alles verwahrt, als wehmüthiges, und doch freundliches Andenken an jene Zeit. So hatte ſie wohl noch vor einer Viertelſtunde gemeint.

Wie anders war es jetzt!

Sie nahm den Anzug und das Geld aus der Lade.

Sie entledigte ſich ihres Brautſchmuckes; Stück für Stück.

Sie zog den grauen Reiſeanzug an.

Sie ſteckte das Geld zu ſich.

Sie ſetzte den ſchwarzen Reiſehut auf.

Sie war fertig.

Sie ſah ſich noch einmal in dem freundlichen, heimiſchen Gemache um.

Sie nahm Abſchied von ihm.

Sie nahm damit Abſchied von dem Hofe, von Allem, von Leben.

Sie trat in den Gang hinaus, leiſe, vorſichtig. Kein Menſch durfte, ſollte ſie ſehen.

Der Gang war leer.

Sie ſchritt weiter.

Neue Wagen waren unterdeß angekommen.

Auch der Advocat.

Sie ſchritt zu einer Biegung des Ganges.

(Schluß folgt.)

Der Preis für ein Frühſtück.

Drei Freunde, von denen die trügeriſche Göttin des Glücks keinem beſonders hold war, obgleich jene mehr Empfänglichkeit für ihre Reize beſaßen, wie viele andere, mehr von ihr Begünſtigten, wanderten eines Tages, von Frühlingswehen in's Freie gelockt, zwiſchen den Gärten der Faubourgs von Paris umher.

„Was nützt mir all' dieſe Herrlichkeit,“ ſagte der Eine, anſcheinend ein Materialiſt, „mir knurrt der Magen und ein gutes Frühſtück wäre mir gar nicht unangenehm, — wie denkſt Du darüber, Hippolyte?“

„Ich theile Deine Neigung vollkommen; nur wäre es mir lieb, von Dir zu erfahren, woher ein ſolches zu nehmen, wenn:

In der Taſchen tiefſten Gründen
Auch kein Franken iſt zu finden.

Von der Güte des Frühſtücks, die Du zur Vorbedingung machſt, ließe ich Dir gern Etwas ab.“

„Ich ſei, gewährt mir die Bitte, in Eurem Bunde der Dritte,“ recitirte der ſeither ſtille dritte Begleiter, „ich würde ſogar auf die Zuckerbiſſen, die Alfred im Auge hat, ganz verzichten, wenn er mir dafür etwas Derbes, Reelles bieten könnte.“

„Was würde es koſten, ein Frühſtück herzuſtellen, welches Deine ſoliden Anſprüche mit den unſerigen amalgamirt?“ nahm der Erſte wieder das Wort.

Man kam überein, daß ein Betrag von zehn Franken erforderlich ſein würde, um Geiſt und Materie auf ein gleiches Niveau zu bringen. Aber woher das Geld nehmen?“

„Ich habe eine gute Idee!“ rief plötzlich der Dritte, den ſeine Freunde den Schweizer nannten, „kommt mit mir in die Stadt, ich weiß, wie uns zu helfen iſt!“

Er führte ſeine Freunde in den Laden eines Muſikalienhändlers. „Monſieur,“ redete er denſelben an, „der ältere meiner beiden Begleiter hat eine himmliſche Melodie componirt, zu der unſer jüngerer Freund die Worte erfand. Wir wünſchen die Compoſition zu verwerthen und bieten Ihnen dieſelbe zum Kauf an. Mit Ihrer Erlaubniß werde ich Ihnen das Lied vorſingen, da meine Freunde keine Stimme haben.“

Der Verleger zögerte Anfangs; da er indeſſen für ein neues café chantant ein ſo originell erſchaffenes Stück zu benutzen hoffen konnte, ſo nahm er endlich den Vorſchlag an, und der Sänger trug das Lied vor.

„Ihre Melodie iſt ziemlich einfach,“ ſagte der Mann, als Jener geendet hatte — „ich will Ihnen indeſſen, um Ihnen doch eine Offerte zu machen, fünfzehn Franken für die Compoſition geben.“

Man nahm das Gebot an, der Betrag wurde bezahlt und in hohem Grade erfreut gingen die drei jungen Leute in ein Reſtaurant, um das erſehnte Frühſtück einzunehmen.

Die Namen der Freunde haben heute noch in Frankreich einen guten Klang. Der des Dichters war Alfred de Muſſet, der Componiſt hieß Hippolyte Monpou und der Sänger nannte ſich Gilbert Luis Duprez. Das Lied, das ihnen fünfzehn Franken eingetragen hatte, hieß die Andaluſierin, ward lange Zeit in allen Salons und Café's gehört und brachte dem glücklichen Verleger 40,000 Franken ein.

Ein verſchämter junger Herr begleitete eine eben ſo verſchämte junge Dame nach Hauſe. Als ſie ſich der Wohnung der Letztern näherten, ſagte ſie bittend: „Zekial, erzählen Sie ja Niemand, daß Sie mich zu Hauſe gebracht haben.“

„Sary,“ ſagte er mit Ausdruck, „befürchten Sie das nicht. Ich bin darüber eben ſo beſchämt, als Sie es ſind.“

Beiſpiele von Dummheit. Als man vor einigen Jahren allgemein das Ende der Welt auf einen beſtimmten Tag vorher verkündigte, ließ ein ſehr reicher Hageſtolz ſchleunig einen Notar zu ſich rufen, um ſein Teſtament zu machen; damit, wie er ſich ausdrückte, ſein mühſam erſp[illegible] Vermögen nach ſeinem Tode bei dem allgemeinen Untergange nicht in unrechte Hände käme.

Hörner. Ein venetianiſcher Patrizier wollte einen, auf ſeine Ehehälfte ſtadtbekannt eiferſüchtigen Gondoliere necken, u. warf ihm deshalb, als er eines Tages unter dem Balkone des Palaſtes vorüberfuhr, ein Paar Hörner in die Gondel. Der Gondoliere merkte die Anſpielung; aufgeweckt, wie es dieſe Menſchenklaſſe im hohen Grade iſt, dachte er gleich daran, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.—Er nahm daher die Hörner gelaſſen auf, wies ſie dem Patrizier vor, und ſagte: „Ei, ei! Excellenza haben ſich, wie ich ſehe, ſo eben gekämt, denn hier ſind einige Ihrer ausgefallenen Haare.“

Geld. Das Geld muß doch auch eine tüchtige Portion Luft enthalten, weil dadurch ſo manche Menſchen aufgeblaſen werden.

Bleiche Wangen. „Liebe Bertha, wo ſind denn heute Deine Roſenwangen — Du biſt ſo bleich? Beßte, was iſt Dir?“

„Ah Jeſſes, was wird m'r denn ſein, wenn m'r ſich zufällig a mol net g'ſchminkt hot.“

☞ Ein unſchuldiges Landmädchen wird von einem Abenteurer verführt. Die „Illinois Staatszeitung" ſchreibt: Ein trauriges Beiſpiel von den Folgen der Leichtgläubigkeit junger Mädchen und der gewiſſenloſen Schlechtigkeit vieler Männer, iſt der hier angeführte Vorfall.

Am letzten Montag Nachmittag fuhr ein junges Mädchen mit einem Expreßwagen vor das wohlbekannte Proſtitutions Haus einer gewiſſen Carrie Watſon, No. 72 Nord Wellsſtraße. Sie ſtieg ab und übergab der Frau des Hauſes einen Brief, mit dem Bemerken, daß ihr Gatte, ein Mann Namens Gray, ſie dahin geſchickt habe, um da zu wohnen und zu eſſen. In dem Briefe ſtand in kurzen Worten, daß die Ueberbringerin noch unſchuldig, ſehr jung und leicht zu verführen ſei. Die Haltung des Briefes war eine äußerſt frivole und derſelbe ſchloß mit der Bemerkung, daß das Mädchen ein fideles Geſchöpf ſei. Kein Name ſtand darunter und die Handſchrift des Briefes zeigte einen erfahrenen Schreiber. Das Mädchen wurde ausgefragt und erzählte eine lange und traurige Geſchichte.

Sie hatte mit ihren Eltern in Freeport gewohnt und den Kerl, der ſie verführt, daſelbſt vor einigen Wochen kennen gelernt. Sie war ihm auf der Straße begegnet und bald mit ihm intim geworden. In der Unſchuld ihres Herzens ließ ſie ſich von ihm verleiten, ihn zu heirathen. Es wurde alſo eine Scheinheirath arrangirt, wobei ein Freund ihres Bräutigams den Geiſtlichen ſpielte. Die Beiden gingen nun in ein hieſiges Gaſthaus und hielten ſich einige Tage daſelbſt auf. Als der Schurke ihrer überdrüſſig wurde, gab er ihr den obenerwähnten Brief und ſchickte ſie in das Proſtitutionshaus, indem er ihr ſagte, daß es ein Koſthaus ſei und er ſelbſt am nächſten Tage dahin kommen wolle.

Er hatte dem Mädchen weiß gemacht, daß er Reiſender für ein großes Handlungshaus und ſehr wohlhabend ſei. Die Eigenthümerin des Proſtitutionshauſes, gegen alle Gewohnheit dieſer Klaſſe Leute, denen nichts heilig iſt, ſchickte das Mädchen nach der Polizeiſtation an Huron-Straße. Geheim-Poliziſten ſind dem Schurken nun auf der Spur und ſollten ſie ihn erwiſchen, ſo ſteht zu hoffen, daß er nach der Strenge des Geſetzes geſtraft wird. Das Opfer dieſer Unthat heißt Lizzie Diſch und iſt von ſeltener Schönheit und iſt erſt 18 Jahre alt. Sie befindet ſich unter der Obhut der Polizei und ſoll bald nach Freeport geſchickt werden.

☞ Eine Novelle. Es war in der Portland Avenue. Heran brauſte ein Eiſenbahnwagen, gezogen von einem ſehr magern Eſelein. Ein Mann ſtand auf dem Trottoir. Er winkte.

Der Fuhrmann des Eiſenbahnwagens ſah es. Der Wagen hielt. Der Mann ſtieg ein. Er ſetzte ſich. Da winkte eine Dame. Die Dame ſtieg ein. „Ah!" ſagte die Dame. „Hah!" ſagte der Mann. Es war nämlich Mann und Frau. „Wohin?" fragte ſie. — „Was geht Dich das an," ſagte er. „Ich bin Deine Frau!" „Ich bin Dein Mann!" „Die Frau gehört zum Manne, und wo Du hingehſt, da gehe ich auch hin".

„Driver, stop the car!" So rief nämlich der Mann. Der Wagen hielt. Der Mann wollte ausſteigen, aber es ging nicht, denn ſeine Frau hatte ſich krampfhaft an ſeine Rockſchöße geklammert. „Mann und Weib ſind ein Leib!" rief ſie. „Laß mich!" er. „Max bleib' bei mir!" ſie. „Never!" er. Die Keilerei ging los und ein Poliziſt mußte ſich als Vermittler dazwiſchen legen. Mann und Frau wurden verhaftet. In der Jail angelangt, fragte man ſie nach den Namen. Dieſelben wurden genannt. Wir möchten ſie auch nennen, doch nomina sunt odiosa. Nur ſo viel ſei angedeutet, der Mann iſt einer unſerer bedeutendſten Kaufleute und wollte eine „Freundin" in Portland beſuchen, als er von ſeiner beſſeren Hälfte abgefaßt wurde.

„Ich muß ſie einſperren," ſagte der Herr Poliiiſt. „Ach, nein!" ſagte der Mann. „Ach, nein!" ſagte die Frau. „Meine Pflicht befiehlt es mir," ſagte der Poliziſt. — „Was iſt zu thun?" fragte der Mann. „Max, bleibe bei mir!" antwortete die Frau. Und in den Armen lagen ſich beide und weinten vor Schmerz und Freude. Dann gingen ſie nach Hauſe, und was ſpäter geſchehen iſt, — davon ſchweigt des Sängers Höflichkeit.

☞ Der hieſige „Courier" theilte ſeinen Leſern Spezial-Depeſchen durch die Linie, von der wir unſere Depeſchen beziehen, mit. Die Linie der aſſociirten Preſſe verbot dem Courier poſitiv, für die Folge andere Depeſchen als die durch ihre eigene Linie, zu publiciren; **deshalb darf und kann keine Zeitung in Louisville, welche ihre Depeſchen von der Linie der aſſociirten Preſſe bezieht, unſere Depeſchen, die wir durch die Southern und Pacific und Atlantic Linien beziehen, publiciren,** aber wir können Spezial-Depeſchen, durch die Aſſociirte Preſſe bezogen, geben und bringen ſie auch ſtets bei beſonderen Gelegenheiten.

☞ Billige und elegante Möbeln offerirt Herr Frank Fenſterer, welcher ſein ſeit Jahren vortheilhaftes betriebenes Geſchäft aufgeben wird und ſeinen Vorrath billig losſchlägt.

☞ Der Anzeiger, welcher am letzten Donnerſtag gegen das Volksblatt die gänzlich grundloſe und unprovozirte Anklage erhob, daß die zuletzt genannte Zeitung die Daten der Depeſchen ändere und keine telegraphiſchen Nachrichten erhalte, geſtand geſtern bereits zu, daß das Volksblatt allerdings Depeſchen erhalte, „die aber ſo unweſentlich ſeien, daß es kein anderes Blatt der Mühe werth halte, ſie aufzunehmen." Betreffs der letzteren Apoſtrophe bemerken wir dem Anzeiger einfach, daß keine andere hieſige Zeitung die Depeſchen der Southern, Atlantic und Pacific Linien publiziren darf, und um ihm zu beweiſen, wie wichtig die von den genannten Compagnien übermittelten Nachrichten ſind, verweiſen wir ihn auf unſere geſtrigen Depeſchen. Die Neuigkeit z. B., deren Tragweite ſich noch gar nicht berechnen läßt, daß Reverdy Johnſon in England auf Privat-Inſtruktionen des Präſidenten handelt, daß in Folge deſſen ein Bruch zwiſchen Andy Johnſon und Seward bevorſteht, **iſt nicht im Anzeiger, ſondern im Volksblatt zu leſen und muß vom Anzeiger heute oder in den nächſten Tagen nachgebracht werden.** Das iſt nur eine von den vielen Depeſchen, die wir früher bringen, als der Anzeiger und welche die Leſer des Anzeigers erſt erfahren, wenn unſere Abonnenten bereits wieder neuere und wichtigere telegraphiſche Mittheilungen durch unſere Zeitung erhalten haben.

Die Behauptung, daß der hieſige Grant Club uns zur Zeit der Wahl-Campagne ſeine Spezialdepeſchen überließ, iſt eine Unwahrheit. Nicht wir bezogen die Wahlnachrichten durch den Grant-Club, ſondern der genannte Verein bezog ſie durch uns. Wir rathen dem Anzeiger nochmals, ſich von der alten Compagnie inſtruiren zu laſſen, daß wir oftmals an einem Abend nahe an tauſend Worte Spezialdepeſchen erhielten und zu dieſen noch unſere regulären Depeſchen von der neuen Linie publizirten.

Der Anzeiger verwahrt ſich dagegen, daß Brodneid das Motiv zu ſeinen gewiſſenloſen Verdächtigungen gegen das Volksblatt geweſen ſei. Angenommen, es ſei nicht Brodneid: Welche Beweggründe verleiten dann den Anzeiger zu ſeinen unaufhörlichen, gehäſſigen Verunglimpfungen? Vor einem Jahre brachte er wochenlang die perfideſten Denunziationen gegen das Volksblatt und legte ſeiner rohen Verfolgungsſucht nicht früher Zügel an, als bis der Proteſt des Publikums, dem ſeine Schimpfereien zum Ekel wurden, ihn zwang, von ſeiner verächtlichen Verfahrungsweiſe Abſtand zu nehmen. Er veröffentlichte darauf die ſtehende Notiz, daß der Anzeiger die einzige Zeitung ſei, welche Depeſchen publizire. Wir ertrugen das ein ganzes Jahr lang, ohne auch nur eine Zeile der Erwiderung auf dieſe thatſächliche Lüge zu ſchreiben. Als wir aber ſahen, daß der Anzeiger ſich nicht dazu bequemte, die in Rede ſtehende Notiz, die keinen anderen Zweck hatte, als um dem republikaniſchen Blatte geſchäftlich zu ſchaden, aus ſeiner Zeitung zu entfernen, da hielten wir es für angemeſſen, durch eine ähnliche Notiz das Publikum über den wahren Thatbeſtand in Betreff der Depeſchenfrage aufzuklären. Kaum war das geſchehen, als auch der Anzeiger ſchon mit gewohnter Rohheit das Volksblatt der Fälſchung anklagte und, mit der Miene eines zufällig reichgewordenen dickhäutigen Bauers auf ſeinen Geldſack klopfend, von ſeinen ſtaunenswerthen Erfolgen zu faſeln begann.

Die Depeſchenfrage halten wir nach oben beigebrachtem Beweiſe, daß wir wichtige telegraphiſche Nachrichten einen Tag früher publiziren, als der Anzeiger, für erledigt, aber betreffs ſeines angeblich fabelhaften Erfolges erlauben wir uns einige kleine Einwendungen zu erheben.

Der Anzeiger beſteht bereits ſeit zwanzig Jahren und hat es während dieſer langen Zeit, obwohl er viele Jahre keine Oppoſition hatte, noch zu keiner wirklichen Bedeutung in politiſcher oder literariſcher Hinſicht bringen können. Unſerer Anſicht nach hat er eher Grund, mit den Gefühlen der Scham auf ſeine ſehr imaginären Erfolge zurückzublicken, als mit den Gefühlen des Stolzes. Man vergegenwärtige ſich nur die eine Thatſache, daß im demokratiſchen Staate Kentucky, in der demokratiſchen Stadt Louisville eine demokratiſche Zeitung noch nicht einmal nach zwanzigjährigem Beſtehen durch eine bedeutende Auflage gezwungen wurde, eine Doppel-Cylinder-Preſſe anzuſchaffen. Der Anzeiger hat dieſelbe Dampfpreſſen-Art, die wir haben, er druckt kaum länger, wie wir, denn er muß ſein Blatt eben ſo zeitig zur Poſt bringen, wie wir — und doch prahlt er vor der Welt mit ſeiner ſo überaus bedeutenden Abonnentenzahl. **Will er uns denn nicht endlich einmal mittheilen, wie ſtark ſeine tägliche Auflage in Wahrheit und Wirklichkeit iſt? Beſtände unſer Blatt bereits ſeit zwanzig Jahren, ſtänden uns dieſelben Mittel zu Gebote wie dem Anzeiger und hätten wir namentlich nicht mit dem auf Kentucky's Boden beſonders ſtarren und ſcharf ausgeprägten Vorurtheil der Maſſen zu kämpfen gehabt, ſo würde unſere Zeitung jetzt bereits die hohe und hervorragende Stelle in der deutſch-amerikaniſchen Preſſe einnehmen, die wir ihr durch beſtändige und unermüdliche Arbeit zu ſichern trachteten.** Aber ſoviel haben wir bereits ſeit lange erreicht, daß nämlich das Volksblatt einen Vergleich mit dem Anzeiger weder in Bezug auf Ausſtattung, noch auf die Fülle und den poſitiven Werth des Leſeſtoffes zu ſcheuen braucht. Dieſe einfache Thatſache genügt, um alle Selbſtbewunderungsphraſen des Anzeigers über den Haufen zu werfen; er mag Geld gemacht haben, aber für Bildung, Fortſchritt, Aufklärung, für Sicherſtellung der Intereſſen der Deutſchen, für die freiheitliche Entwickelung des Volkes hat er wenig, ja, wir möchten faſt behaupten, gar nichts gethan. Das Alles ſind Wahrheiten, die dem Anzeiger wohl herbe und bitter klingen mögen, aber — — tu l'as voulu, George Philip!

☞ Preußer u. Wellenvoß. Jetzt, da der Winter vor der Thüre iſt, wird es für unſere Leſer von Intereſſe ſein, wo ſie gute Pelzwaaren, Kappen, Hüte u. ſ. w. zu raiſonabeln Preißen erhalten können und wir machen ſie deshalb auf das Geſchäft der Herren Preußer u. Willenvoß in No. 52 Marktſtraße, zwiſchen zweiter und dritter, aufmerkſam. Die genannte Firma iſt hier als ſolide und reelle ſehr vortheilhaft bekannt und liefert ſtets die beſten und mit der neueſten Mode in Einklang ſtehende Waaren. Wir rathen daher Jedem, der mit den oben angeführten Winter-Artikeln noch nicht verſorgt iſt, den Herren Preußer und Wellenvoß einen Beſuch abzuſtatten.

☞ Ein ſchändliches Verbrechen. Auguſt Fago, welcher in der Marſhallſtraße, nahe der Shelbyſtraße wohnt, ſtand geſtern unter der Anklage vor dem Polizeirichter, ein abſcheuliches Verbrechen an einem 11jährigen Kinde begangen zu haben.

Die Kleine, welche Elizabeth Richardſon heißt, und jetzt im St. Xavier Inſtitut iſt, war früher bei ihrer Mutter und wohnte in demſelben Hauſe, in welcher Fago mit ſeiner Familie — er iſt ein verheiratheter Mann — lebte.

Eines Tages, als die Mutter abweſend war, gelang es Fago dem Kinde Gewalt anzuthun. Seine Drohungen bewirkten, daß die Mißhandelte ſchwieg. Wenige Tage darauf bezog Fago ein anderes Haus und das Mädchen wurde im St. Xaviers Inſtitut untergebracht. Vorgeſtern beſuchte Fago Frau Richardſon und erklärte, daß er ihre Tochter zu heirathen wünſche. Als ihm die Mutter ſagte, daß das Mädchen eine „Schweſter" werden ſolle, entgegnete Fago, daß ſie nie eine „Schweſter" werden könne und geſtand ſein Verbrechen ein. Die Frau hielt dieſe Worte für unglaubbar, fand aber die Ausſagen Fago's durch ein Bekenntniß ihrer Tochter beſtätigt.

Der angebliche Verbrecher wurde verhaftet und geſtern dem Polizeirichter vorgeführt. Die Prozeßverhandlungen wurden bis nächſten Montag verſchoben.

☞ In der Exchange unſeres Freundes John Kohlhepp, an der Mainſtraße, zwiſchen der ſechſten und ſiebenten, geht es Sonntags Vormittags ſtets lebhaft und heiter her, da Herr Kohlhepp ſtets für ein ſolennes Gabelfrühſtück ſorgt und ſeine Gäſte bei guter Laune zu erhalten verſteht. Heute Vormittag gegen zehn Uhr wird daſelbſt abermals delikater Lunch ſervirt, wozu alle Butſcher und alle, die auf der Rennbahn während der Woche gewonnen oder verloren, und alle Freunde des Hauſes eingeladen ſind.

☞ Vereins-Siegel. Wir ſahen vor einigen Tagen in der Buchhandlung des Herrn Phil. Michels, No. 130 Oſt-Marktſtraße, zwiſchen Floyd und Preſton, ein für den Kranken-, Wittwen und Waiſen-Verein der evangeliſchen St. Johanneskirche von Herrn Friedr. Dreſel angefertigtes Vereinsſiegel.

Als Randverzierung hat es eine unübertroffene Bordüre; dann den Namen obigen Vereins, in ſeiner Mitte das allſehende Auge Gottes und darunter genau leſerlich: „1. Cor., Kap. 10, V. 13, nämlich: „Gott iſt getreu."

☞ Glocken-Weihe. Die von Frau Catharina Simm und Herrn Julius Dorn der proteſtantiſchen St. Peter's Gemeinde geſchenkten neuen Glocken werden heute Vormittag nach Beendigung des Gottesdienſtes in der St. Petri Kirche an der Grayſon Straße, zwiſchen 10. und 11. Straße, eingeweiht werden. Der Gottesdienſt wird zur gewöhnlichen Zeit beginnen.

☞ Das deutſch-proteſtantiſche Waiſenhaus hat durch den vom Frauenverein in letzter Woche abgehaltenen Ball einen Reingewinn im Betrage von $900 erzielt. Dieſe Summe ſpricht beredt für den edlen Sinn, der unſer Publikum beſeelt und für die lobenswerthe Thätigkeit der Damen, welche den Ball arrangirten.

☞ Wir verweiſen unſere Leſer auf die Anzeige des Advokaten Herrn C. F. Dannecker, welcher ſeine Office in ſeinem neuen prachtvollen Gebäude am Courtplatz No. 11 hat. Er erſucht Alle, die die Vortheile der Bankerottgeſetze benutzen wollen, zu ihm zu kommen.

☞ Unſere Job-Office iſt vollſtändig completirt; wir haben Preſſen der neueſten Conſtruktion, die feinſten Farben, Broncen ꝛc. und erfahrene Arbeiter, weshalb wir alle Aufträge auf das Schnellſte, Eleganteſte korrekt und billig liefern.

☞ Folgende Senſations-Geſchichte, von der wir anderweitig noch nichts gehört oder geleſen hatten, wird von auswärtigen Zeitungen nach Pittsburg verlegt:

„Unlängſt begegnete in einem Pittsburger Hotel ein heiterer Vorfall. Eine junge Dame aus einem Nachbarſtädtchen kam dahin, um mit ihrem Verlobten zuſammenzutreffen, ſich mit ihm trauen zu laſſen und dann nach dem Weſten zu ziehen, wo ſie ſich anſäſſig machen wollten. Sie war von ihrem Bruder als Brautführer und der Schweſter ihres Verlobten als Brautführerin begleitet. Die beiden jungen Damen machten aus, daß ſie in einem Bett neben dem Zimmer des Bruders der Braut ſchlafen wollten. Die beiden Letzteren, welche die vorhergehende Nacht hindurch gefahren und müde waren, legten ſich bald zu Bett, während die Schweſter des Bräutigams noch im Damen-Parlor ſitzen blieb, um zu leſen, und ſagten ihr, ſie ſolle, wenn ſie auch zu Bette gehe, keinen Lärm machen. Die junge Dame las noch eine lange Weile; endlich wurde ſie auch ſchläfrig, ſchlich ſich leiſe in's Zimmer, ſchmiegte ſich unter die Decken zu ihrer Schwägerin und lag bald ebenfalls in tiefem Schlaf.

Am andern Morgen wachte ſie zuerſt auf, ſchlang den Arm um die noch ſchlafende Schwägerin und ſuchte ſie mit Küſſen und ſüßen Schmeichelworten zu erwecken. Der Verſuch gelang auch. Im Nu wurden ihre Küſſe mit Zinſen heimbezahlt und zwei kräftige Arme zogen ſie heran. Die junge Dame hatte die Zimmer verwechſelt und befand ſich im Bette des Bruders ihrer Schwägerin!

Sie fing bitterlich an zu weinen, ſo daß ihre Schwägerin aufwachte und herüberkam. Der junge Mann wollte jedoch ſeine ſchöne Beute nicht loslaſſen, ausgenommen, wenn ſie ihn wieder küſſe und verſpreche, ſeine Frau zu werden. Er habe ſie, ſagte er, ſchon lange geliebt, hätte am nächſten Tage förmlich um ſie freien wollen und werde die ihm jetzt auf ſo ſonderbare Weiſe gebotene Gelegenheit benützen. Die in ſo große Verlegenheit gebrachte junge Dame gab das gewünſchte Verſprechen und beſiegelte es mit einem Kuſſe, worauf ſie mit ihrer Schwägerin davoneilte. Sie legte den beiden ſtrenges Stillſchweigen über das Geſchehene auf; aber die Geſchichte war zu gut, um verſchwiegen zu bleiben. Bald nachher kam der Bräutigam No. 1 und ließ einen Geiſtlichen holen, welcher den unauflöslichen Knoten ſchürzte. Kaum war dieſe Trauung vorüber, als der Brautführer und die Brautführerin ebenfalls vor den Geiſtlichen traten und ſich copuliren ließen.

„Aber was ſoll denn das heißen?" war die Frage des jungen Ehemannes No. 1, welcher ganz verblüfft war, übrigens nicht unangenehm überraſcht ſchien. Sein Weibchen erzählte ihm, was geſchehen war, und die ganze Geſellſchaft lachte auf Koſten der jungen Ehegattin No. 2. Statt eines jungen Ehepaars nahm der Nachmittagszug deren zwei nach der neuen Heimath im Weſten mit, und — fügen wir bei — wenn die Geſchichte nicht wahr, ſo iſt ſie doch gut erfunden.

☞ Geſchäftsleuten hier und im Lande, welche ihren Vorrath in New York zu beziehen beabſichtigen, machen wir auf folgende, in jeder Hinſicht empfehlungswerthe Engros-Geſchäfte und Fabrikanten aufmerkſam:

Gilbert Manufactoring-Company, die größte Fabrik von Stand-Uhren ꝛc., unter Leitung des Herrn F. Kröber, No. 12 Courtlandſtraße.

Rudolf Wolff u. Co., Fabrikanten von Pocketbooks (Taſchenbücher) und Pappartikel; eine der größten und billigſten Geſchäfte, No. 16 Warrenſtraße, nahe Broadway.

Chriſt. Dietrich, No. 50 Madiſon-Lane, Korbfabrikant und Importeur aller Arten Korbwaaren, Kinderſtühle ꝛc.; Aufträge werden ſtets prompt und zur Zufriedenheit der Beſteller ausgeführt.

Colgate u. Co., bekannt als die billigſte und beſte Seifenfabrikanten der Ver. Staaten.

John Sattig, No. 200 Broadway; das älteſte und vorzüglichſte Wechſelgeſchäft, ebenſo Importeur von deutſchen und franzöſiſchen Weinen, Mineralwaſſer und Liqueuren.

J. Sänger u. Co., No. 165 Eſterſtraße ferner 355 Bowery, haben ein ausgeſuchtes Lager von Mund- und Ziehharmonikas, Zithern, Guitarren, Knittlinger-Harmonikas, welche beſagte Herren in großen Quantitäten aus Europa beziehen und bei jetzigem niedrigen Stande des Goldes zu geringem Preiſe ablaſſen.

Als Fabrikanten von blechernen und eiſernen Spielwaaren ſind die Herren Brown u. Co. bekannt als die „American Toy Company", No. 28 Johnſtraße, empfehlend zu erwähnen.

Für ächte Parfümerien und importirte Apothekenartikel führen wir das ſeit Jahren beſtehende Geſchäft des Herrn Geo. E. Ranous, No. 35 Maiden Lane, als äußerſt zuverläſſig hier aus.

Reiſende finden in dem auf deutſche Art gehaltenen Hartmann's Hotel, No. 45 Bowery neben dem deutſchen Theater, ſtets freundliche Aufnahme nebſt vorzüglicher Küche, verbunden mit zuvorkommender Bedienung.

☞ Wie aus dem nachſtehenden Schreiben erſichtlich, war zwiſchen dem Herausgeber dieſes Blattes und dem Director der Southern u. Atlantic u. Pacific Telegraphen Compagnien die Vereinbarung getroffen, daß dem Volksblatt gegen zwanzig tauſend Worte Depeſchen per Woche geliefert werden ſollten. Zugleich ſind die Gründe angegeben, weßhalb das bis jetzt nicht geſchah und das Verſprechen gemacht, daß von jetzt an der im Uebereinkommen ſtipulirte Betrag an Worten regelmäßig übermittelt werden ſoll. Der Brief lautet in deutſcher Ueberſetzung:

Herr Krippenſtapel!

Mein Uebereinkommen mit Ihnen beſtand darin, Ihnen per Woche ungefähr zwanzig tauſend Worte telegraphiſche Depeſchen zu liefern. Daß ich bisher dieſen Betrag nicht einſchickte, wird damit begründet, daß ich eine Anzahl Worte für unwichtig hielt und gar nicht zu Papier brachte. Sie ſollen von jetzt an den vollen, contractlich geſicherten Betrag von Worten, Marktneuigkeiten u. ſ. w. erhalten.

Louisville, 13. Novbr.
Achtungsvoll

De Grove,
Director der Southern u. Atlantic u. Pacific
Telegraphen-Compagnien der Vereinigten
Staaten.

☞ Die deutſchen Police-Inhaber der Hope Inſurance Comp., welche dieſelbe als unzuverläſſig erkannten und entſchloſſen ſind, ſich von ihr loszuſagen, haben die Falls-City gegenſeitige Verſicherungsgeſellſchaft gebildet und beſchloſſen, gemeinſchaftlich den Prozeß zu führen, den die alte Hope-Inſurance Co. einem der Mitglieder in Betreff ſeiner Police-Noten machen ſollte.

Freitag den 20. Novbr. wird die Liſte geſchloſſen werden und am genannten Tage, Abends ſieben ein halb Uhr in der Aurora Halle eine General-Verſammlung ſtattfinden, um die Beamten der Geſellſchaft zu wählen. Es ſollte bei dieſer Gelegenheit kein einziger Police-Inhaber der genannten Geſellſchaft fehlen.

☞ Patente. Folgende Patente wurden aus der Office des Herrn J. G. Hewitt, No. 91 dritte Straße, im Laufe der letzten Woche vergeben:

Indiana. C. E. Miller, Indianapolis, Waſchkeſſel; Anſon T. Adams, Waſchmaſchine; James Kay, Salem, Schubkarren.

Kentucky. Philip Ammermann, Cynthiana, Rechen; Henry C. Bull und Sam. T. Shelly, Louisville, Strumpfband.

Tenneſſee. R. W. Humphrys, Clarksville, Dampf-Generator.

Georgia. J. A. W. Jutſi, Savannah, Rauchfang für Locomotiven.

☞ Die Firma Geiſſel u. Co., an der dritten Straße, zwiſchen Markt u. Main, beſitzt das reichhaltigſte Lager von Sämereien, Blumenzwiebeln, jungen Obſt-Bäumen und allen anderen Gegenſtänden, die der Gärtner, der Landmann, überhaupt Jeder, der einen Garten beſitzt, oder Blumenliebhaber iſt, nothwendigerweiſe gebraucht, und kann ihre Waaren, da ihr Abſatz ein außerordentlich großer iſt, zu den billigſten Preiſen dem Käufer überlaſſen. Wir empfehlen die in Rede ſtehende Firma der ganz beſonderen Berückſichtigung unſerer Freunde.

Verhandlungen des Polizeigerichts.

(Vor Richter C. J. Creig.)

Samſtag, den 14. November 1868.

Wm. Speed und Stephen Tylor, verdächtige Subjekte, wurden unter $300 Bürgſchaft geſtellt.

Kate Martin hatte ſich einen Rauſch beſorgt, zahlte $3 und gab $100 Bürgſchaft auf 6 Monate.

Thomas Mitchell, welcher ſeine Familie mißhandelte, ſtellte $300 Caution für die Dauer eines Jahres.

Thomas Southa[illegible] und C. Frazier, angeklagt, $130 geſtohlen zu haben, mußten $600 Bürgſchaft geben.

Abraham Fage ſteht unter der Anklage, ein ſcheußliches Verbrechen an der elfjährigen Elizabeth Richardſon begangen zu haben. Der Prozeß wurde bis Montag verſchoben.

☞ Folgende Heiraths-Lizenſen wurden im Laufe der letzten mit dem 12. Novbr. endenden Woche ausgegeben:

Henry Lemgo mit Anna C. E. D. M. Knott.
Andrew Stork mit Barbara Aeberli.
Theodore Abeln mit Margaret Brunz.
David H. Pendleton mit Abigail Miller.
R. S. Sturgeon mit Suſan Frederick.
John Certz mit Elizabeth Baiſch.
J. Walter Lurton mit Ida L. Cornell.
George Dixon mit Jeunie P. Hardin.
H. C. Brainard mit Harriet R. Walker.
M. S. Cox mit Sarah M. McGee.
Herman Harpering mit Ann Mary Dickman.
James Coleman mit Mary Laydan.
Martin Murray mit Ann Conway.
John Applegate mit Amelia Doneka.
George Duerfeld mit Catharine Heuſer.
A. Wilſon Norris mit Martha R. Miller.
J. Brent Fiſchback mit Mary R. Buckley.
Auguſt Rooſe mit Mary Chriſtine Wellman.
Cyrus McCarty mit S. Elizabeth Bell.
Thos. R. Johnſton mit Alice A. Cooper.
George Finger mit Camelle Chaſſaguins.
J. R. Lindenberger mit Sallie E. Gamble.
Anthony Govau mit Kaſeah Eddleman.
Geo. Smith mil Celia A. Wilder.
Henry Neff mit Catharine Helfert.

Omnibus.
Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.
Herausgeber: Wilhelm Krippenſtapel.
Sonntag, 15. November 1868.

Ein Verbrecher.

Es war im Jahre achtzehnhundertſiebenunddreißig in einem Dorfe hart an der preußiſch-hannoverſchen Grenze. Das Dorf ſelbſt war preußiſch. Der Herbſtwind fuhr ſchon ſeit Wochen über Fluren und Felder, die Bäume waren faſt gänzlich entlaubt. Der Winter konnte jeden Tag mit Froſt und Schnee hereinbrechen, allein das Wetter war noch auffallend heiter und mild. Nur die kurzen Tage verriethen, daß man ſich ſchon im November befand.

Ziemlich am Ende des Dorfes lag ein kleines, nur einſtöckiges Haus. Dahinter befand ſich ein Garten, der auf das Feld führte.

Dies Haus gehörte dem Waldhüter Hans Steingruber. Er bewohnte es allein, da es für zwei Familien kaum Raum bot. Er ſelbſt hatte zwar nur eine einzige Tochter, allein er lebte nicht gerade in drückenden Verhältniſſen und es lag ihm daran, in ſeinem Hauſe allein eigner Herr zu ſein.

Um dieſe Zeit ſaß in der Stube dieſes kleinen Hauſes Marie, des Waldhüters Tochter. Der Abend war hereingebrochen. Sie hatte die kleine Lampe angezündet und ſetzte ſich nun, nachdem ſie noch einen flüchtigen Blick durch das Fenſter geworfen hatte, wieder hinter den Rocken, an dem ſie ſchon vorher geſponnen. Wie ſie ſo daſtand und etwas vorn übergebeugt durch das Fenſter ſchaute, konnte man ihre ſchlanke und doch kräftige Geſtalt deutlich ſehen. Sie galt mit Recht als das hübſcheſte Mädchen im Dorfe und in ihrem friſchen Geſichte, in den großen leuchtenden Augen, dem kleinen, fein geſchnittenen Munde lag ein eigenthümlicher Reiz. Sie konnte kaum erſt achtzehn oder neunzehn Jahre zählen, dennoch lag in ihrem Weſen etwas Feſtes, Entſchloſſenes.

Hinter dem Ofen ſaß ihre Mutter, eine durch Krankheit ergraute und gekrümmte Frau. Sie hatte den Blick auf ihre Tochter geheftet und es entging ihr nicht, daß Marie ungeduldig auf jedes Geräuſch lauſchte und wiederholt durch das Fenſter ſchaute, als vermöchte ſie die völlige Dunkelheit, welche draußen jetzt hereingebrochen war, zu durchdringen.

„Glaubſt Du, daß er heute kommen wird?“ fragte die Frau. Marie richtete ihre Augen auf ihre Mutter, blickte ſie einen Augenblick ſchweigend an, als ob ſie deren Gedanken und Befürchtungen errathen wollte und erwiederte dann ruhiger: „Gewiß, er wird heute kommen.“

„Hat er es Dir verſprochen?“

„Das nicht—allein er iſt ſeit mehreren Tagen nicht hier geweſen.“

Die Frau erwiederte lachend: „Das iſt er freilich nicht!“

„Haha! Nichts, nichts! Ich wollte Dir nur ſagen, daß er am letzten Sonntage den ganzen Nachmittag und die ganze Nacht wieder getanzt hat, mit anderen Mädchen natürlich. Und luſtig iſt's hergegangen. Haha!“

Auf Marie ſchienen dieſe Worte nicht den Eindruck zu machen, den die Frau erwartet hatte, denn ruhig erwiederte ſie: „Da ich nicht zum Tanz gehen darf, muß er wohl mit andern Mädchen tanzen. Und weßhalb ſoll er nicht luſtig ſein? Deßwegen kann er mich doch lieb haben!“

„Du wirſt ihn noch in Schutz nehmen und an ihn glauben,“ ereiferte die Alte, „wenn Du es mit eigenen Augen ſiehſt, daß er ſich nichts aus Dir macht. Jetzt ſind's faſt acht Tage her, daß er nicht hier geweſen. Wo iſt er denn? Was treibt er? Kein Menſch weiß es und dennoch hat er ſtets Geld u. wirft's auf dem Tanzboden und im Wirthshauſe mit vollen Händen zum Fenſter hinaus. Er muß es recht leicht verdienen! man hört ſo Verſchiedenes—doch will ich nichts geſagt haben.“

Ueber Marie's Geſicht glitt eine flüchtige Röthe. Sie hielt den Rocken an, ihr Auge leuchtete und feſt fragte ſie: „Was haſt Du gehört? Was willſt Du nicht ſagen? Du magſt es immerhin thun. Daß Dir Heinrich nicht recht iſt, weiß ich längſt, allein ich weiß auch, daß ich feſt auf ihn bauen kann.“

„Bau nur immerhin auf ihn,“ rief die Alte nicht ohne Spott. „Die Zeit wird Dich ſchon klug machen. Und es iſt recht gut, wenn er gar nicht wieder kommt, denn Dein Vater hat geſchworen, ihm die Thür zu weiſen, wenn er ihn hier treffe!“

Marie erhob ſich. Ihr Auge glühte. Eine heftige, leidenſchaftliche Stimmung war in ihr aufgeflammt. Sich mit aller Kraft beherrſchend fragte ſie: „Was hat der Vater gegen ihn?“

Ehe die Alte noch antworten konnte, wurde die Thür geöffnet und ein großer, ſchlank gewachſener Burſch trat ein. Mit dem überraſchten, freudigen Ruf „Heinrich“ trat Marie ihm entgegen und reichte ihm zum Gruße die Hand.

Sein Geſicht war ſonnengebräunt. Es lag ein wilder Zug darin. Seine dunkeln Augen hatten einen leuchtenden Glanz und blickte oft unheimlich, dennoch konnte man ihn faſt ſchön nennen. Er mochte kaum zwanzig Jahre zählen, ſeine Züge waren indeß durchaus männlich und ausgeprägt. Ein entſchloſſener, muthiger Sinn lag darin ausgedrückt.

Einen ſchnellen prüfenden Blick im Zimmer umherwerfend, kehrte ſein Auge zu Marie, deren Hand er in der ſeinigen hielt, zurück. Seine Züge wurden ſofort milder. Sein Blick errieth, daß er ſie aufrichtig liebe.

„Ich hatte Dich ſchon ſeit Tagen erwartet,“ ſprach Marie. „Weßhalb biſt Du nicht gekommen?“

„Ich hatte Geſchäfte,“ entgegnete er kurz, und wieder ſchweifte ſein Blick zu der Alten hinter dem Ofen hinüber.

„Geſchäfte?“ wiederholte Marie.

„Gewiß,“ rief Heinrich unbefangen. „Glaubſt Du, Mädchen, ich bekomme das Geld geſchenkt?“—Er griff in die Taſche, zeigte eine Hand voll Geldſtücke und warf einige auf den Tiſch. „Kauf Dir ein Tuch dafür, wenn ich das Geld behalte, geht's doch bald für Bier oder Tanz darauf.“

„Ich rühre es nicht an,“ entgegnete Marie feſt. „Man ſagt, Du brächteſt des Nachts Waaren über die Grenze in's Hannover'ſche, für welche keine Steuern bezahlt würde. Haſt Du dadurch das Geld verdient?“

„Haha! Und wenn ich's hätte, könnteſt Du Dir immerhin ein Tuch dafür kaufen, es würde Dich ebenſo ſchmuck kleiden!“

„Du weichſt meiner Frage aus!“

„Sei nicht thöricht, Mädchen“, warf Heinrich ein. „Soll ich vielleicht auf das Gut zurückkehren und den ſtolzen Herrn, der mich erſt fortgejagt, um Brod u. Arbeit bitten, damit er mich zum zweiten Male fortjagen könne.“

„Nein, das ſollſt Du nicht!“ ſprach Marie beſtimmt.

„Soll ich vielleicht bei den Bauern um Arbeit betteln, damit ſie mich mit Spott zurückweiſen?“

„Das haſt Du auch nicht nöthig — es giebt ohne ſie Arbeit genug.“

„Ich wäre auch darum nicht in Verlegenheit,“ fuhr Heinrich fort, „wenn ich in die Welt hinauslaufen wollte. Ich mag indeß meine Mutter nicht allein laſſen und ich glaubte, Du Marie, würdeſt mir einen ſolchen Rath am wenigſten geben. Doch vielleicht wär Dir dies gerade recht!“

Marie empfand das Bittere, was in den letzten Worten lag, tief. Sie verdiente ſie nicht, denn mochte auch das ganze Dorf gegen ihn eingenommen ſein, ſie liebte ihn dennoch, weil ſie ihn beſſer kannte, als Alle. Sie ſchwieg; was ſollte ſie ihm erwiedern. Das war es gerade, daß ſie auch bei dem Unrecht, was er beging, ſich ſtets ſagen mußte, du würdeſt nicht anders gehandelt haben. Nur einmal blickte ſie zu ihm auf und in dieſem Blicke lag deutlich ausgeſprochen: du weißt, wie Unrecht du mir thuſt — Sie würde es ihm geſagt haben, wäre ihre Mutter nicht zugegen geweſen.

„Sieh, Marie,“ ſprach er, indem er ihre Hand erfaßte und ſie zum Fenſter zog und ſeine Stimme erklang gedämpft und weich, „ſieh, ich bin wild und hochfahrend, ich verthu' das Geld, was ich verdiene, gewaltſam; ich thu's nicht, weil ich Gefallen daran finde, ſondern aus Trotz gegen die, welche am liebſten ſähen, ich ginge betteln und ſie könnten mir ein Stück hartes Brod zum Fenſter hinauswerfen, und ich müßte mich bedanken obenein. Ich will ihnen zeigen, daß ich ſie alle nicht gebrauche, daß ich ohne ſie luſtig leben kann und mehr Geld zu verthun habe, als ſie ſelbſt.“

Das Mädchen ſchwieg immer noch. Es fand keine Worte für das, was in ihr vorging.

„Hätte Dein Vater nichts dagegen,“ fuhr der Burſch fort, „daß Du öffentlich mit mir gingeſt—es wäre vielleicht manches beſſer!“

„Nun Du biſt ja auch ohne mich auf dem Tanzboden heiter und luſtig.“

Dieſe Worte ſprach Marie faſt unwillkürlich in Gedanken an das, was ihre Mutter kurze Zeit vorher zu ihr geſprochen hatte.

„Wer hat Dir das in den Kopf geſetzt?“ fuhr Heinrich heftig auf. „Soll ich den Tanzboden meiden oder ſtill daſtehen, damit die anderen Burſchen ſpottend rufen: Der wagt nicht zu tanzen, weil ſein Mädel nicht dabei iſt! Kennſt Du mich ſo wenig?“

Marie drückte ihm beruhigend die Hand. „Sei ruhig,“ flüſterte ſie, „ich glaube, mein Vater kommt.“

Auf der Hausflur vernahm man Geräuſch.

Gleich darauf trat der Waldhüter in das Zimmer. Als er Heinrich erblickte, zog er die Stirne in düſtere Falten. Ohne Gruß ſchritt er an ihm vorüber und hing die Büchſe an der Wand auf. Er that's mit möglichſt viel Geräuſch, um ſeinen Unwillen zu zeigen.

„Du mußt ja das Wild erſtaunlich ſchnell losgeworden ſein, was Du vor kaum einer Stunde im Wald geſchoſſen haſt,“ ſprach er, ohne Heinrich anzublicken. „Haha! Oder haſt Du auch einmal gefehlt!“

„Ich fehle nicht, wenn ich einmal ſchieße,“ erwiederte Heinrich nicht ohne Stolz. „Wer ſagt Euch aber, daß ich heute geſchoſſen habe?“

„Ich ſags!“ fuhr der Waldhüter immer heftiger los—„Ich kenne den Knall Deiner Büchſe ſo gut, wie den meiner eigenen. Mich täuſchſt Du nimmer. Oder biſt Du etwa nicht im Walde geweſen?—he?“

„Freilich—bis vor einer Stunde,“ entgegnete der Burſch ruhig.

„Nun, Du hätteſt nicht geſchoſſen?“

„Beweiſt es mir!“

„Ich werde es Dir beweiſen, verlaß Dich darauf, wenn es auch nicht heute iſt!“

Heinrich lächelte.

„Ich weiß längſt“, fuhr der Waldhüter ſich immer mehr ereifernd fort, „daß Du das beſte Wild im Walde niederſchießt und auch der Gutsherr weiß es und hat geſchworen, Dir die Luſt dazu zu vertreiben. Die ganze Jagd haſt Du verdorben. In einigen Tagen iſt Geſellſchaft auf dem Gute, ich ſoll einen Rehbock ſchießen und den ganzen Tag bin ich vergeblich den Wald durchlaufen. Hol' der Kukuk ſolche Wirthſchaft!“

„Liegt Euch daran“, entgegnete Heinrich, „gut, ſo ſollt Ihr morgen früh einen Rehbock haben, wenn Ihr mir die Erlaubniß gebt, einen zu ſchießen.“

„Schweig!“ unterbrach ihn Steingruber. „Dein wildes Leben wird bald ein Ende nehmen und weil es dahin kommen muß, ſo wollt — ich Dir ſagen — daß Du in meinem Hauſe nichts mehr zu ſuchen haſt.“

Der Burſche richtete ſich hoch empor. Er ſchien mit ſich zu kämpfen. „Glaubt Ihr, ich werde die Thür mir von Euch zeigen laſſen,“ rief er endlich heftig. Er wollte noch mehr hinzufügen, Marie hielt ihn an der Hand zurück. Um Alles mußte ſie einen Streit mit ihrem Vater zu verhüten ſuchen, denn ſie wußte, wie zornig der werden konnte.

„Ich werde ſie Dir zeigen,“ fuhr der Waldhüter heftig auf. „Laß Dich nicht wieder hier blicken, ſonſt — werf ich Dich hinaus!“

Er ſchritt auf Heinrich zu, als wollte er ſchon jetzt ſeine Drohung in Ausführung bringen. Dieſer ſtand unbeweglich da. Um ſeinen Mund zuckte ein ſpöttiſches Lächeln, denn er wußte, daß der Waldhüter nicht wagen werde, ihn anzugreifen. Er kannte ſeine überlegene Kraft. Ohne ein Wort zu erwiedern verließ er das Zimmer und Haus und ſchritt langſam durch das Dorf hin, nicht der Wohnung ſeiner Mutter, ſondern dem Wirthshauſe zu.

Ja, er war ein wilder, unbändiger Burſch. Daß er es indeß war, daran waren Andere Schuld. In den ärmlichſten Verhältniſſen war er aufgewachſen. Seine Mutter war ein bildſchönes Mädchen geweſen. Der Gutsbeſitzer, Karl von Buchen, hatte ihr einſt nachgeſtellt, ihr ſelbſt Verſprechungen gemacht, denen das thörichte Mädchen nur zu viel Glauben beigemeſſen hatte. Sie war ein junges Ding von ſiebenzehn Jahren geweſen. Der junge Gutsbeſitzer kaum ein Jahr älter. Nur zu bald war er des Mädchens überdrüſſig geworden und hatte es verlaſſen.

Dies hatte das Mädchen ſich ſo ſehr zu Herzen genommen, daß ihr Verſtand gelitten. Sie hieß ſeitdem im Dorfe nur „die närriſche Lieſe.“ Ungefähr ein halbes Jahr darauf war Heinrich geboren—der Sohn der „närriſchen Lieſe“. Halb auf Koſten der Gemeinde war er erzogen. Und er hatte es bei jeder Gelegenheit hören und fühlen müſſen, daß Niemand ſeinen Vater kannte, daß ſeine Mutter „närriſch“ war und daß er von der Gemeinde unterhalten wurde, wie auch ſeine Mutter

Das war es, was ihn ſchon als Junge wild und trotzig gemacht hatte, denn ſein Herz war empfindlich und er fühlte, daß er ſo gut wie jeder anderer Junge war.

Sobald er nur einigermaßen herangewachſen war, hatte er jede Unterſtützung der Gemeinde zurückgewieſen. Auch für ſeine Mutter. Er ſelbſt hatte für ſie geſorgt und keine Arbeit war ihm zu ſchwer geworden, denn er war kräftig, hatte einen hellen Kopf und offene Augen.

Nun hatte er ſich aber auch von keinem der Bauern mehr wie früher behandeln laſſen, und mehr als einmal hatte er Streit gehabt und von ſeinen kräftigen Fäuſten Gebrauch gemacht, wenn Jemand ſeine Mutter „die närriſche Lieſe“ genannt hatte. Er galt deßhalb als ſtreitſüchtig, wild und trotzig.

Der Gutsbeſitzer hatte ihm — vielleicht in Erinnerung an das frühere Verhältniß zu ſeiner Mutter — eine Stelle als Gärtner gegeben und mehrere Jahre hindurch hatte Heinrich es gut gehabt. Da hatte er von ſeiner Mutter ſelbſt erfahren, wie ſchändlich der Gutsbeſitzer ſie einſt betrogen, und von dem Tage an hatte er ihn gehaßt.

Seiner Mutter wegen hatte er die gut ernährende Stelle nicht ſogleich aufgegeben. Als aber auch der Gutsbeſitzer eines Tages ſeine Mutter „närriſche Lieſe“ genannt hatte, da war ſein ganzer Unwille in ihm losgebrochen. Das hatte freilich damit geendet, daß Herr von Buchen ihn aus ſeinem Dienſte gejagt und ihm verboten, je wieder ſeinen Hof oder Garten zu betreten.

Die Bauern hatten hierin eine neue Beſtätigung gefunden, daß Heinrich ein ſtreitſüchtiger, wilder und trotziger Burſch ſei.

Manche hatten ſich ſchon im Stillen darauf gefreut, daß er nun zu ihnen kommen und ſie um Arbeit bitten müſſe, und hatten ſich vorgenommen, ihn dann ein wenig zu demüthigen. Heinrich war indeß zu Niemand gegangen. Auf eigene Fauſt hatte er gelebt. Anfangs wußte Niemand wovon, und doch verthat er im Wirthshauſe und auf dem Tanzboden viel Geld; bald erzählte man ſich, daß er Waaren über die Grenze paſche und durch Wilddieberei manchen Thaler verdiene.

Auf dem Gute des Herrn von Buchen war Alles in größter Thätigkeit und Aufregung. Die Vorkehrungen zu einer am Abend ſtattfindenden Geſellſchaft wurden getroffen und von Buchen war in ſolchen Sachen peinlich, er liebte Alles ſo glänzend als möglich. Für ihn hatte die Geſellſchaft noch ein ganz beſonderes Intereſſe. Er zählte einige vierzig Jahre und war noch unverheirathet. Indeß hatte er ſich gut conſervirt und ſah faſt um zehn Jahre jünger aus.

Er würde nie daran gedacht haben, ſich zu verheirathen, denn das Junggeſellenleben mit ſeinen unbeſchränkten Freiheiten gefiel ihm nur zu gut. Ein anderer Umſtand kam indeß hinzu. Das Gut gehörte zu den größeren und brachte bedeutende Einkünfte. Dieſe hatten aber für ſein glänzendes Leben und ſeine theuren Paſſionen nie ausgereicht und er hatte es mit Schulden überhäuft, ohne daß dies allgemeiner bekannt geworden war.

An dem Abende dieſes Tages erwartete er eine junge und ſchöne Wittwe, Cläre von Frieſen. Sie hatte ihren Mann nur zwei Jahre beſeſſen. Derſelbe hatte außer einem großen Gute noch ein bedeutendes Vermögen hinterlaſſen. Sie war alleinige Erbin deſſelben, da ſie keine Kinder beſaß.

Buchen hoffte ihre Hand und ihr Vermögen zu gewinnen. Ehe ſie den Herrn von Frieſen geheirathet, hatte ſie ihn ſehr gern gehabt. Das wußte er und baute darauf ſeinen Plan. An das Scheitern deſſelben dachte er nicht, da er von ſeiner Liebenswürdigkeit die beſte Meinung hatte, und er beſaß in der That ein gewinnendes Aeußere und feine Sitten.

Und noch aus einem andern Grunde war ihm dieſe Heirath erwünſcht. Mit der Gemeinde einer nahen Stadt führte er einen Prozeß um eine bedeutende Waldung. Dieſelbe war vor vielen Jahren als ein Lehen an den Beſitzer ſeines Gutes gegeben, an einen Herrn von Waldheim. Mit dem Ausſterben des Waldheimſchen Geſchlechts oder bei einem Verkaufe des Gutes ſollte die Waldung nach einer in dem Lehnbriefe ausgeſprochenen Bedingung an die Gemeinde der Stadt fallen. Dieſer Fall war eingetreten, als von Buchens Vater das Gut gekauft hatte von einem alten Herrn von Waldheim, der wenige Jahre darauf geſtorben war.

Die Gemeinde hatte damals ſogleich Klage wegen der Waldung erhoben. Allein dieſelbe hatte zu einem langen Prozeſſe geführt, da der Lehnsbrief bei einem Feuer, durch welches der größte Theil des Stadtarchivs verbrannt war, wahrſcheinlich verloren gegangen war. Zum wenigſten war er nicht zu finden. Buchen war im Beſitze der Waldung geblieben. Der Prozeß war in mehreren Inſtanzen zu ſeinen Gunſten entſchieden, allein die Gemeinde hatte ihn ſtets von Neuem wieder aufgenommen. Sie führte ihn gegenwärtig mit erneuerter Anſtrengung. Buchen lebte zwar der feſten Ueberzeugung, daß der Lehnsbrief — der in den Händen der von-Waldheim geweſene war merkwürdiger Weiſe gleichfalls verſchwunden — mit verbrannt war; allein zu Zeiten erregte doch der Gedanke, daß er noch zwiſchen alten Papieren des Archivs verſteckt ſein und aufgefunden werden könne, ihm und der Stadt Entſchädigung für die langen Jahre der Benutzung geben—ſo war er ein Bettler.

Als Gemahl der Frau von Frieſen konnte ihn dies freilich weniger hart treffen, denn deren Vermögen mußte auch in dieſem Falle unantaſtbar bleiben.

An dieſen Prozeß dachte er an dieſem Tage nicht. Die Vorbereitungen zu der Geſellſchaft an dem Abende nahmen ihn ganz in Anſpruch.

Ermüdet begab er ſich am Nachmittage auf ſein Zimmer. Er wollte ſich einige Erholung gönnen. Um ſo unangenehmer berührte es ihn, als ein Diener eintrat und den Advocat Fernau anmeldete. Fernau war der Rechtsanwalt ſeiner Gegner, der ſtädtiſchen Gemeinde.

„Was will er?“ fuhr er unwillig auf.

Fernau trat ins Zimmer, ehe der Diener zu antworten vermochte. Es war ein kleiner Mann. Aus ſeinen Augen ſprach ein entſchloſſener Sinn und der geſpannte fragende Blick, welchen der Gutsbeſitzer auf ihn haftete, ſchien ihn nicht im Geringſten in Verlegenheit zu bringen. „Ihr Prozeß, Herr von Buchen“, ſprach er ruhig, „droht einen ſchlechten Ausgang zu nehmen. Ihre Behauptung, daß die betreffende Beſtimmung in dem Lehnbriefe nicht enthalten geweſen ſei, können Sie nicht aufrecht erhalten.“

„Dann müßte mir das Gegentheil bewieſen werden“ ſagte Buchen mit derſelbe Ruhe—„durch den Lehnbrief ſelbſt.“

„Allerdings. Sie haben vollkommen Recht,“ beſtätigte Fernau.

„Nun?“

„Die Urkunde iſt gefunden“, fuhr Fernau fort. Buchens Wangen erbleichten flüchtig. „Es müßte bewieſen werden, daß ſie die richtige und nicht eine verfälſchte iſt,“ entgegnete er lächelnd.

„Der Beweis iſt leicht zu führen. Ich ſelbſt habe ſie gefunden. Vor Jahren habe ich geſucht, das ganze Archiv habe ich vergebens durchforſcht. Der Zufall hat ſie mir jetzt in die Hände geführt. Ich ſuchte nach einem ganz andern Aktenſtück.“

Buchen ſchwieg.

„Ich werde ſie Ihnen zeigen“, fuhr Fernau fort. „Sie ſelbſt ſollen ſich von der Aechtheit überzeugen.“

„Sie haben dieſelbe in Händen?“ fragte Buchen haſtig.

„Ich führe ſie ſogar bei mir—zu einem anderen Zweck. Geſtatten Sie mir zuvor einige Worte, Herr von Buchen. Bis jetzt weiß noch Niemand darum—erſt geſtern habe ich die Urkunde aufgefunden. Wenn ich dieſelbe—nun Sie verſtehen—Ihr Prozeß iſt rettungslos verloren. Sie müſſen die Waldung abtreten und Entſchädigung leiſten von der Zeit an, wo Ihr Herr Vater das Gut gekauft. Fünfzig bis ſechszig Tauſend Thaler. Vielleicht noch mehr. Was würden Sie geben, wenn dieſe Urkunde in Ihren Händen wäre? Es hat ſie noch Niemand außer mir geſehen. Geben Sie mir fünfzig Tauſend Thaler und die Urkunde gehört Ihnen.“

„Nimmermehr!“ rief Buchen heftig, durch die Höhe dieſer Forderung erſchreckt.

„Ich habe nur die Minimalſumme, welche Sie als Entſchädigung zahlen müſſen, verlangt — und die Waldung würde Ihr Eigenthum bleiben.“

„Und wer bürgt mir dafür, daß die Urkunde ächt iſt!“

Fernau zog eine Brieftaſche hervor und nahm die Urkunde heraus. „Hier, ſehen Sie. Sie iſt ſo tadellos, daß der ſchlaueſte Advocat in ihr keinen Punkt, an den ſich der Beweis der Unächtheit knüpfen ließe, finden würde.“

Buchen hielt die Urkunde in der Hand. Sein Auge blickte ſtarr darauf. Seine Hand zitterte leiſe. Fernau bemerkte es. Mit Gewalt hatte er ſeine Ruhe u. Faſſung zu bewahren geſucht. Jetzt fingen ſeine Gedanken an, ſich zu verwirren. Alles ſchien verloren. Der Gedanke, die Urkunde zu zerreißen, zu vernichten, tauchte in ihm auf. — Fernau ſtand dicht neben ihm, hielt faſt noch die Hand daran. Er ſchien auf Alles vorbereitet zu ſein.

„Und wann — wann wollen Sie das Geld haben?“ fragte Buchen endlich mit ſtockender Stimme.

„Bald—in wenigen Tagen.“

„Es iſt unmöglich—ich kann eine ſolche Summe nicht auftreiben.“

Und wenn die Urkunde nun gefälſcht war — um ihn zu täuſchen, zu betrügen. Wenn Fernau ſie deßhalb dem Gerichte zu übergeben Anſtand nahm? —

Aufs Neue ergriff er das Pergament u. richtete den Blick darauf. Die Buchſtaben tanzten durch einander. Dennoch wußte er, daß ſie ächt war. Das zweite Exemplar, welches ſich in dem v. Waldheimſchen Archive befunden — hatte er ſelbſt ja in den Händen gehabt. „Laſſen Sie mich Alles überlegen“, ſprach er endlich, nach Faſſung ringend.

„Wie lange?“

„Bis Morgen—übermorgen.“

„Es ſei! Ich kann Ihnen indeß keinen Tag länger gewähren. Bei ruhiger Ueberlegung werden Sie einſehen, wie viel Sie gewinnen.“

Er ſprach dieſe Worte lächelnd—ruhig. Buchen hätte auf ihn zuſpringen und mit Gewalt die Urkunde entreißen mögen. Es wäre Thorheit geweſen.

„Und wenn ich Sie—Ihren Vorſchlag — den Betrug — wenn ich alles nun dem Gerichte anzeige!“ rief Herr Buchen heftig.

„Das wäre gegen Ihr eigenes Intereſſe. Außerdem ſind wir ohne Zeugen,“ entgegnete Fernau mit derſelben Ruhe. „Uebermorgen werde ich wieder zu Ihnen kommen.“

Er erhob ſich, um das Zimmer zu verlaſſen.

Aufgeregt hielt Buchen ihn am Arme zurück.

„Laſſen Sie mir die Urkunde hier und Sie ſollen die verlangte Summe haben.“

Fernau hatte nur ein Lächeln auf dieſe Zumuthung. „Eine ſolche Thorheit werden Sie mir nicht zutrauen,“ ſprach er. —Mit leichtem Gruße verließ er das Zimmer.

Buchen ſchritt aufgeregt im Zimmer auf und ab. Er ſuchte vergebens nach einem Auswege. Die Urkunde war nur zu ächt. Er würde dem Advocat fünfzig Tauſend Thaler gegeben haben — es war indeß eine Unmöglichkeit, dieſelben zu erhalten.

Und der Abend rückte bald heran, wo er die Gäſte erwartete. In dieſer Stimmung konnte er ſie nicht empfangen—Frau von Frieſen am wenigſten. Sie durfte nicht errathen, was in ihm vorging.

Um ſich zu zerſtreuen, warf er das Jagdgewehr über die Schulter, verließ das Haus und ſchritt dem nahen Walde zu. Es war nicht ſeine Abſicht zu jagen, allein ein leidenſchaftlicher Jäger war es ihm ſchon zur Gewohnheit geworden, während der Jagdzeit den Wald nicht ohne Gewehr zu betreten. Der Zufall konnte ihm ein Wild entgegen führen, und er war dann gerüſtet.

Nach ungefähr zwei Stunden kehrte er zurück. Er war heiterer. Zum wenigſten vermochte ihm Niemand anzuſehen, wie [illegible] Der Abend war hereingebrochen, die Gäſte trafen ein und er empfing ſie mit ſeinem gewohnten liebenswürdigen, zuvorkommenden Lächeln.

Frau von Frieſen war eine der letzten Gäſte. Nicht eine Sorgenfalte lag auf ſeiner Stirn, als er ſie zur Geſellſchaft in den Saal geleitete.

Die reiche Wittwe war die Königin der Geſellſchaft. Ihr wurden zum wenigſten die meiſten Aufmerkſamkeiten zu Theil. Buchen war nicht ihr alleiniger Bewerber, ſeine Eigenſchaft als Wirth gab ihm indeß manche Vorrechte und Vorzüge vor ſeinen Mitbewerbern.

Er führte ſie zur Tafel u. ſaß an ihrer Seite. Mit ſeiner Berechnung hatte er Alles ſo angeordnet, daß er ihr allein ſeine ganze Aufmerkſamkeit widmen konnte, ohne eine Zurückſetzung ſeiner übrigen Gäſte durchfühlen zu laſſen.

Die Trefflichkeit der Speiſen, die feinen Weine, die aufmerkſame und doch nicht beläſtigende Bedienung, das Gefühl, ſich ganz frei gehen laſſen zu können—dies Alles rief bald eine ungezwungene und ſehr heitere Stimmung hervor.

Buchen ging mit gutem Beiſpiel voran. Er trank viel und ſchenkte ſeiner ſchönen Nachbarin fleißig ein. Das erſte Glas Champagner trank er laut auf ihr Wohl. Er beſaß Geiſt u. Witz, ſie wurden gleichſam flüſſig, ſobald er durch Wein etwas angeregt war. Eine große Geſellſchaft vermochte er allein zu erheitern. An dieſem Abende ſchien er ſich ſelbſt zu übertreffen. Es galt für ihn eine Lebensfrage.

Als die Tafel aufgehoben war, ſetzten ſich die älteren Herren an die bereitſtehenden Spieltiſche. Die jüngeren rief die Muſik zum Tanz.

Buchen führte Frau von Frieſen in ein anſtoßendes kleines Gemach. Eine in der Mitte niederhängende Ampel erhellte es nur ſchwach und warf ein röthliches Licht. War es dieſer Schein, der eine ſolche Röthe auf die Wangen der jungen Frau warf? Buchen ſah blaß aus, faſt bleich.

Er bat ſeine Begleiterin, auf einer ſchwellenden Ottomane Platz zu nehmen. Er ſelbſt rückte ein Fauteuil an dieſelbe u. ließ ſich darauf nieder. Sein Herz ſchlug unruhig. Die Worte wurden ihm ſonſt ſo leicht; ein beengendes Gefühl preßte ihm die Bruſt zuſammen.

Er erfaßte die Hand der neben ihm ſitzenden ſchönen Frau und ſie ließ ihm dieſelbe. Das verlieh ihm neuen Muth.

„Frau von Frieſen,“ ſprach er. „Als Sie ſich vor Jahren verlobten und vermählten, habe ich das Gelübde gethan, ſelbſt unvermählt zu bleiben—weil—weil ich Ihre Hand für mich für immer verloren glaubte. Die Verhältniſſe, welche mich einſt zu dieſem Gelübde zwangen, haben ſich anders geſtaltet; mein eigenes Herz ſagt mir, daß das Gelübde gelöſt ſei, —daß ich nicht meinem eigenen Verſprechen ungetreu würde — wenn Sie — Sie mich davon freiſprechen. Sprechen Sie— ich bitte Sie.“

Frau von Frieſen ſchwieg. Dieſer Antrag ihr nicht ganz unerwartet, dennoch bewegte er ihr Herz. Sie drückte leiſe Buchens Hand. „Laſſen Sie mir Zeit“, ſprach ſie — „laſſen Sie mir Zeit — nur heute nicht!“

„Doch—heute—jetzt!“ rief Buchen mit Ungeſtüm. „Sie können nicht ſo grauſam ſein und mich noch länger in der Pein der Ungewißheit und des Zweifels laſſen. — Cläre—zweifeln Sie an der Aufrichtigkeit und Treue meiner Liebe?“

„Nein,“ erwiederte die junge Frau feſt.

„Und in Ihrem Herzen lebt kein Gefühl für mich? Cläre, wenn Sie mich lieben, dann müſſen Sie es ja heute, in dieſem Augenblicke ſo gut wiſſen wie morgen und ſpäter. Fragen Sie Ihr Herz und hören Sie nur darauf! Die Stimme des Herzens lügt nicht! Geben Sie mir dieſe Hand. Sprechen Sie — wollen Sie?“

„Muß ich nicht, Sie — Ungeſtümer!“ erwiederte ſie leiſe—erröthend.

„Cläre — mein — mein!“ rief Buchen faſt aufjubelnd und ſchloß ſie ungeſtüm in ſeine Arme.

Sie hatten keine Lauſcher gehabt. Als ſie aber vereint in den Saal zurückkehrten, errieth ein Jeder aus Buchens leuchtenden Augen und den erhitzten Wangen der jungen Frau, was zwiſchen ihnen vorgegangen war.

Ein Freund gratulirte Buchen im Stillen zu ſeiner Verlobung, zu ſeinem Glücke. Dieſer lehnte den Glückwunſch ab, aber mit einem Lächeln, welches nur zu deutlich ſprach, wie wenig ernſt dieſe Ablehnung gemeint war.—

Die Geſellſchaft ſchied erſt ſpät von dem Gute. In dem Dorfe, durch welches die Wagen fuhren, lag Alles in tiefem Schlafe. Nur in der Schenke war noch Licht, und laute Stimmen erſchollen daraus.

Der Waldhüter mit zwei Freunden ſaß in dem niedrigen rauchigen Zimmer. Sie hatten ſchon viel getrunken u. der Waldhüter am Meiſten. Sobald ſeine Begleiter fortgehen wollten, hielt er ſie zurück, um noch ein Glas Branntwein zuſammen zu trinken.

„Bleibt und trinkt!“ rief er zuletzt. „Ich bezahle für Euch.“ Friſche Gläſer wurden beſtellt. Der Wirth ſchien wenig Neigung zu haben, das Beſtellte zu bringen.

„Nun,“ rief Steingruber. „Wird's bald! Ich bezahle Alles!“

Er griff in die Taſche und warf einen Zehnthalerſchein auf den Tiſch.

Neugierig und prüfend hob der Wirth denſelben auf und betrachtete ihn. Einen flüchtigen Blick warf er dann zu dem Waldhüter hinüber.

„Ein ſolches Stück habe ich auch noch nicht bei Euch geſehen.“

„Haha!“ rief Steingruber lachend. „Habe ich Euch vielleicht ſchon in meine Taſche blicken laſſen!“

„Nun—nun,“ warf der Wirth ein: „ſolche Scheine werdet Ihr ſicher ſelten darin haben. Wie ſeid Ihr denn daran gekommen?“

Der Waldhüter wurde durch dieſe offene Frage in Verlegenheit geſetzt. Er wollte ſie verbergen; es gelang ihm indeß nicht.

„Nun gemacht habe ich ihn nicht,“ erwiederte er —, „und — und geſtohlen habe ich ihn auch nicht.“

„Daran wird auch Niemand gedacht haben,“ erwiederte der Wirth. „Doch was geht es mich an, woher Ihr das Geld habt. Wenn's Euch recht iſt, wechsle ich ihn Euch und ziehe die Zeche ſogleich ab.“

„Ja, thut das—thut das!“ — rief der Waldhüter haſtig, „als ob es ihm lieb wäre, daß der Wirth das Geſpräch abgebrochen hätte.

Seine beiden Gefährten fragten nicht nach dem Gelde; es kümmerte ſie auch nicht. Hätte der Waldhüter es auf unehrliche Art erworben, ſo würde er es ihnen doch nicht erzählen. Für ſie war es am klügſten, ganz davon zu ſchweigen u. in Ruhe noch einige Glas auf ſeine Rechnung zu trinken, und dies befolgten ſie auch.—

Schon ziemlich früh am Morgen des folgenden Tages wurde die Ruhe des ſonſt ſo ſtillen Dorfes geſtört. Ein Jägerburſch kam zum Dorfſchulzen gelaufen, um ihm zu melden, daß er einen erſchlagenen Mann im Walde, der noch zu der Feldmark des Dorfes gehörte, aufgefunden habe. So eilig er es auch zu haben ſchien, hatte er doch Zeit genug gehabt, dieſelbe Nachricht mehreren ihm Begegnenden mitzutheilen. Den Erſchlagenen ſelbſt kannte er nicht.

Neugierig fragten mehrere den Burſch nach den näheren Umſtänden.

„Ich habe den Todten nicht angerührt“, erwiederte er, „denn es iſt ein grauenhafter Anblick. Der ganze Kopf iſt ihm auseinander geſchlagen und das Blut hat ſein Geſicht bedeckt.“

„Und man hat noch keinen Verdacht, wer der Mörder iſt?“

„Glaubt Ihr, derſelbe habe ſeinen Namen dabei geſchrieben!“ rief der Jägerburſch.

Der Schulz unterbrach jede weitere Frage an ihn, denn mit Mütze und Stock kam er eilig daher, um in den Wald zu gehen. Mehrere Neugierige begleiteten ihn. Er ſchickte einen Jungen zum Waldhüter mit dem Auftrage, derſelbe ſollte mit ihm gehen, denn es war leicht möglich, daß der Todte unterſucht und wohl gar fortgetragen werden mußte, und er ſelbſt mochte ihn nicht anrühren. Dazu war der Waldhüter gut genug.

Der Junge kam mit der Nachricht zurück, daß der Waldhüter krank ſei. Er ſitze in der Stube und habe den Kopf verbunden.

„Krank?“ rief einer der Bauern. „Nun heute Morgen ganz zeitig habe ich ihn in ſeinem Garten geſehen. Da hatte er den Kopf noch nicht verbunden.“

„Er wird keine Luſt haben,“ bemerkte der Schulz und ſchickte zum zweiten Male den Jungen zu ihm.

Der Waldhüter kam nicht. Der Junge berichtete, er habe ſich zu Bett gelegt, und ſeine Tochter habe geſagt, er ſei krank.

Von dem Jägerburſchen geführt und von mehreren Neugierigen begleitet, ſchritt der Schulz dem Walde und der Stelle zu, wo der Erſchlagene lag. Er lag noch ebenſo wie der Jägerburſch ihn in Begleitung des Förſters zuerſt gefunden hatte. Es war ein grauenhafter Anblick. Der Todte lag mitten auf einem ſchmalen Waldpfade. Der tödtliche Schlag hatte ihn über den Kopf getroffen. Es mußte ein ſchwerer Schlag geweſen ſein, denn die ganze Stirn war geſpalten. Das Geſicht war mit Blut ganz überdeckt und entſtellt.

Der Kleidung nach war der Ermordete ein Stadtbewohner. Rock und Beinkleid waren von feinem Stoffe. Der Hut lag ſeitwärts im Graſe. Er war feucht vom Nachtthau; ebenſo des Todten Kleider. Er mußte alſo entweder ſchon am Tage zuvor oder während der Nacht ermordet worden ſein.

Der Schulz wollte den Erſchlagenen näher unterſuchen, als der Förſter kam und ſagte, daß er bereits zur Stadt geſchickt u. beim Gerichte Meldung gemacht habe. Die Stadt war nur eine Stunde entfernt, es konnte alſo nicht ſo lange währen, bis Jemand vom Gerichte kam.

Der Schulz zögerte mit der Unterſuchung. Es war beſſer, wenn Alles genau ſo blieb, wie der Ermorderte aufgefunden war. Die Anweſenden hatten genug zu thun, Vermuthungen über den Erſchlagenen und den Mörder anzuſtellen. Dieſe führten indeß zu keinem Erfolge.

(Fortſetzung folgt.)

Aber. Steht es allein, dehnt es die Rede,—hängen Sylben daran, bedeutet es ſelten etwas Gutes.

„Hier wird Deutſch geſprochen,“ aber wie? „Duht deß Kornmehl ezt vier Cents koſchta?“ „yes ma'm, allaweil, s'Kornmehl iſcht ufgſchtiega,“ hörten wir letzthin einen deutſch amerikaniſchen Ladendiener auf die betreffende Frage antworten. „Aufgeſchlagen“ wollte der Gentleman ſagen, das heißt aber nach dem Standpunkte ſeiner Erziehung auf gut Deutſch, „ufgſchtiega“. Thut nichts, wenn man nur Einem anmerken kann, was er mit ſeinem Kauderwälſch meint. Und warum ſollte man das nicht merken können, wenn es ſich um einen „uf- oder abgſchtiegana“ Cent, wenn es ſich um einen Blutstropfen des Beutels handelt? Das begreift ſogar ein Hottentotte, um von den Chineſen gar nicht zu reden, denn dieſe verſtehen auch zu feilſchen und zu „fuggern“, mit Handſchuh fang ting thing ufgſchtiega.—Dieſe deutſch-amerikaner „Jungens“ ſind übrigens noch ſchlimmer daran, als jene deutſche grüne Magd, die, einen Blumengarten nebſt einer Rolle flammender Rippen, oder Bänder in geſchniegeltem Haarwulſt tragend, ſich „partu als eine „Lady“ entpuppen wollte und den „Butſcher“ auf dem Markte unlängſt vornehm fragte, „how much that Saukopf?“ Es fällt wirklich dieſen deutſch-amerikaner Burſchen ſchwer, nur noch mit Glimpf und ihrer Vogelszunge ein Kauderwälſch herauszudrücken, das ſie Deutſch ſprechen nennen, und das ſie in vollkommener Unwiſſenheit der eigenen Mutterſprache dem Amerikaner als Karikaturdeutſch noch vorbrocken zu können ſich brüſten. Geduld! Wenn die Erde von ihren unter- und überirdiſchen Koboldeu noch eine Galgenfriſt erhalten wird, um ſich vor ihrem prophezeihtem Sturze in die Sonne bekehren zu können, (was übrigens, wie man uns tröſtet, noch 15 Millionen Jahre anſtehen ſoll), ſo werden wir, oder vielleicht Jemand anders, es noch erleben, daß Euch der lern- und wißbegierige Amerikaner Eure eigene Mutterſprache wird lehren müſſen. — Das edle Hochwild aus dem Teutoburger Wald — die Prinzen des Cherusker Hermann's und die blondlockigen Waſſerfall- und Reifſtöchter Thuſnelda's mögen dann zu den Sprößlingen der Puritaner oder gar zum Saame des goldfarbigen Mulatten in die Schule gehen, um aus der Geographie zu lernen „wu Deitſchland iſch, und wie man dort ſchwätze duht“, das Echo aber aber ſchreit, „wu?“ Vielleicht ſtolpert 'mal Einer über Theodor Körner und ſchlägt von ungefähr mit der Naſe auf die denkwürdigen Verſe:

„Deutſches Volk, Du herrlichſtes von Allen,
Deine Eichen ſteh'n, Du biſt gefallen!“

Nichts für ungut, deutſcher Sam, Du „gleichſt deß vielleicht net“ — Bigott! wir „gleichen“ auch nicht, daß „deß Kornmehl allaweil ufgſchtiega iſch.“ Aber wir wollen Dir jetzt auch ſagen, was wir „gleichen“, oder vielmehr was uns gefällt und was auch Dir gefallen wird und ſicherlich noch mehr gefallen würde, wenn Du's könnteſt, denn Du ſchämſt Dich doch halb und halb wegen Deinem erbärmlichen „Dutſch“ und biſt doch Jedem innerlich „a Bißke“ neidiſch, der es beſſer „ſchwätza“ kann als Du. Wir kennen in Waſhington zwei Mädchen, im Altar von 8 und 10 Jahren, die auch wie Du unter dem Einfluſſe der amerikaniſchen Luft geboren ſind. Die ſprechen Dir ein ſolch' gutes, ſchönes und richtiges Deutſch, mit ſolch' einem ſicheren Ausdrucke und rein deutſcher Betonung, daß, wenn Dich der Strudel ihrer Zungenfertigkeit erfaßt, Du im Herzen von Deutſchland zu ſein glaubſt. Solche mag es in Waſhington noch mehrere geben, keinenfalls aber zu Viele. Vielleicht kitzelt Dich die Neugierde zu erfahren, wo dieſe deutſch-amerikaniſchen Kinder ihr ſchönes Deutſch gelernt haben, auf das ſogar Andy Johnſon oder Longfellow ſtolz ſein dürften. Je, nun ſie haben's, trotz der Luft, der man gern ſeine eigenen Schwächen andichten möchte, weder auf der luſtigen Straße, noch in dunſtigen amerikaniſchen Schulen ſondern unter dem hauslichen, ſorgfältigen und wohlthätigen Einfluſſe von Vater und Mutter gelernt. Und willſt Du Dich, Freund Allaweil, von der Wahrheit unſerer Angaben überzeugen?—Man ſoll zwar nicht aus der Schule ſchwatzen, aber Wahrheit und Ehre muß man doch bekennen, wenn auch der Fidelbogen mitunter um die Ohren herum ſchwirrt—die Kinder hier heißen Olga u. Franziska Heſſelbach. Bei ihnen iſt nicht nur „s'Kornmehl alleweil ufgſchtiega“ ſondern auch die deutſche Sprache. Dort kann man ſagen: „Hier wird Deutſch geſprochen“ und dort, wie auch beim „Cornmeal,“ kann man „allaweil“ verſtehen, was das ſinnige Sprichwort meint:

„Wie die Alten geſungen,
So zwitſchern die Jungen!“

Rochefort ſoll im Duell von Marfori ſchwer verwundet worden ſein. Wir bezweifeln dieſe Nachricht und können nicht glauben, daß es dem Spanier gelungen ſei, den Satyriker zu verwunden, oder gar ſeiner Laterne das Lebenslicht auszublaſen, da wir ganz genau wiſſen, daß Marfori ſchon vor drei Wochen von Rochefort todtgeſchlagen worden iſt.

Ein Bauer betrachtete einſt ein ſchönes Gemälde, worauf ein geflügelter Amor ſtand und ſeine Pfeiſe ſchliff.

„Nun hebb ick doch mien Leewe nit gedacht, dat et im Himmel ok Scheerenſchlippers gift!“

Klauber's
Photographiſches Atelier
Marktſtraße, zwiſchen zweiter und dritter Str.

Herrman C. Ries,
Merchant Tailor
102 Jefferſonſtraße,
Südſeite, zwiſchen Floyd und Preſton,
Louisville, Ky.
Beſtellungen werden nach der neueſten Mode geſchmackvoll und dauerhaft ausgeführt. ja5

Everybody Takes It!
Brady's
Familien Bitters!!
Gegen
Dyſpepſia
Dyſentery,
Huſten und
Cholera Morbus;
und für
Lungen und Leber-Leiden
hat es nicht ſeines Gleichen!
Es iſt ein ſicheres Schutzmittel gegen
Kaltes Fieber
Fabrizirt von
D. C. Brady u. Co.,
No Vierte Straße, Louisville, Ky.

Preuſer u. Wellenvoß,
No. 52 Marktſtraße, zwiſchen 2ter und 3ter.
Hüte u. Kappen.
Pelzwaaren.

Reparaturen von Pelzwaaren werden pünktlich beſorgt. ſp22ſ

Jacob Schmitt,
En-Gros- u. Detail-Händler in
Hardware u. Cutlery
Stangen-Eiſen
Nägel u. Stahl,
Schwarzblech und Flamm-Eiſen,
Pflug-Materialien,
Pittsburg Wagen-Springs, Achſen
Spring Perch Co.'s Wagen
Springs und Achſen,
Wagen-Naben, Speichen und Felgen,
Schmiede-,
Wagner-,
Schreiner- und
Küfer-Werkzeugen,
Bau- und Möbel-Schreiner-Materialien,
u. ſ. w., u. ſ. w.,
No. 99 Marktſtr., Nordſ.
zwiſchen dritter und vierter,
Louisville, Ky.
Von obigen Artikeln habe ich ſtets ein großes [illegible] wähltes Aſſortement an Hand, und verkaufe dieſelben zu den billigſten Marktpreiſen. ja15 tw[illegible]

RED JACKET SALON
Reſtauration und
Auſtern! Friſche Auſtern!
Geflügel, Delikateſſen u. ſ. w.,
von
Georg Schmitt,
Ecke der dritten und Marktſtraße.
Meinen Freunden und Bekannten, ſowie dem Publikum im Allgemeinen die ergebene Anzeige, daß ich an dem alten Platze ſtets dazu eingerichtet bin, Speiſen aller Art zu jeder Tag- und Nachtzeit zu ſerviren. Kalte Speiſen jeder Art, Käſe- und Schinken-Brod ꝛc. habe ich jeder Zeit vorräthig.
Meine Bar enthält nur die feinſten und reinſten Getränke und an einer delicioſen Cigarre fehlt es auch nicht.
Das beſte Cincinnati Lagerbier iſt ſtets bei mir zu finden.
Es ladet zu zahlreichem Beſuche ein
ag30 George Schmitt.

Neuer Leihſtall,
(Livery Stable.)
von J. A. Meyer,
259 Greenſtraße, nahe der ſiebenten.
Meinen Bekannten ſowie dem deutſchen Publikum hiermit die Anzeige, daß ich ſtets eine Auswahl gut eingefahrener Pferde ſowie Buggies ꝛc zur Ausleihe in Bereitſchaft habe.
Ich mache Käufer ferner auf meine Auswahl guter Pferde zum Verkaufe aufmerkſam.
Boarding Pferde werden mit der größten Sorgfalt gepflegt und gefüttert zu niedrigen Preiſen. Achtungsvoll
jl19 3 Mtag J. A. Meyer.

John Kubbauch u. Sohn,
Wholeſale und Retail Händler in
Groceries und Produkten,
No. 198 Marktſtraße, zw. fünfter und ſechſter.
Ich beehre mich, meinen Freunden und dem Publikum die Anzeige zu machen, daß ich an obigem Platze ſtets ein completes Aſſortement aller Arten Groceries vorräthig halte und dieſelben zu den billigſten Preiſen verkaufen werde. Reelle und prompte Bedienung wird zugeſichert.
m29 3M tſ John Kubbauch,
No. 198 Marktſtraße, zwiſchen fünfte und ſechſter.

N. Fiſchwenger,
No. 175 Marktſtraße, Nordſeite, zw. Preſton und Jackſonſtraße.
Fabrikant und Händler in
Allen Arten Korbwaaren
und Kinderwagen.
Dem Publikum die ergebe Anzeige, daß ich darauf eingerichtet bin, Beſtellungen auf Korbwaaren aller Art entgegen zu nehmen und ſchnell u. billig auszuführen. Mit obigem Geſchäft habe ich einen
Variety Store
verbunden, woſelbſt ich ſtets vorräthig halte: eine reiche Auswahl von Galanteriewaaren, Haarbürſten, Kämmen, Porte-Monaies, Spielwerkzeugkiſten, Korbwaaren, Damen-Arbeits und Armſtühle, Abſtauber. Ferner Spielwaaren jeder Art, gehende und tanzende Puppen, Kinderpuppen-Buggies, Schiebkarren, Schaukelpferde mit und ohne Federn, Gutta-Perchawaaren, mechaniſche Spielwaaren, Pianos für Kinder, Vogelkäfige u. ſ. w. Alle dieſe Artikel werden 25 Cts. billiger verkauft als in irgend einem Hauſe der Stadt.
Reelle und zuvorkommende Bedienung verſprechend, bitte um geneigten Zuſpruch. N. Fiſchwenger,
No. 175 Marktſtraße, zwiſchen Preſton und Jackſon Str.

Franklin Plaining Mills.
G. H. Van Seggern,
Fenſterrahmen, Thüren u. Windladen
Fabrik,
Walnut Straße, zwiſchen Clay und [illegible]
Lumber Yards,
Ecke von Green und Campbellſtraße, und
Ecke Clay und Green Straße.

Neues Geſchäft.
Family Grocery
— von —
Charles Voldt,
No. 136 Preſtonſtraße, zwiſchen Markt und Jefferſonſtraße.
Meinen Freunden und Bekannten ſowie dem Publikum die ergebene Anzeige, daß ich an obigem Platze eine Family-Grocery eröffnete und bereit bin die mich Beehrenden mit den beſten Waaren zu den billigſten Preiſen zu verſehen.
Der ganze Vorrath iſt neu eingelegt, und garantire ich Alles friſch und beſter Qualität. Um geneigten Zuſpruch bittet fb20 Charles Voldt,
136 Preſtonſtraße, zwiſchen Markt u. Jefferſon

Wein- und Bierwirthſchaft
bei
G. H. Laib,
Ecke der Waſhington und Clayſtraße.
Ich erlaube mir hiermit, meinen Freunden und dem Publikum die ergebene Anzeige zu machen, daß ich an obigem Platze die Wirthſchaft neu eingerichtet habe und ſtets die beſten Weine, das beſte Cincinnati Lagerbier und überhaupt die reinſten Getränke vorräthig halte.
Namentlich empfehle ich, in Verbindung mit meiner Wirthſchaft meine Käſehandlung, in der ich alle Arten Käſe vorräthig halte. Desgleichen holländ. Häring marinirt do., Caviar ꝛc. Um zahlreichen Beſuch bittet
ſp25 G. H. Laib.

Deutſche Bierhalle
von
Chr. Frank,
Südoſt-Ecke der fünfzehnten und Mainſtraße.
Meinen Freunden und dem Publikum im Allgemeinen die ergebenſte Anzeige, daß hier ſtets das feinſte Cincinnati Lagerbier, ſowie die beſten Liqueure und abgelagertſten Cigarren zu haben ſind. Chr. Frank,
1oc613 Ecke fünfzehnter und Mainſtraße.

F. Pelle, Louisville, Ky. — Frank Knoop, früherer Vormann bei H. Deppen.
Pelle & Knoop,
Merchant Tailors,
und Händler in
Unterkleidern Taſchen-Tüchern,
u. ſ. w., u. ſ. w.
No. 103, Ecke von fünfter Straße u. Courtplatz,
Louisville, Ky. ol1813

Rückblick auf die vergangene Woche.

In Cuba ſcheinen ſich große Ereigniſſe vorzubereiten. Die Revolution gegen die beſtehende Regierung nimmt immer größere Dimenſionen an und verlangt die Vereinigung Cuba's mit den Ver. Staaten. Dieſe aber können von dem verlockenden Angebot keinen Gebrauch machen, da es einer großen Republik unwürdig ſein würde, in der Rolle eines Eroberers aufzutreten. Herr Seward, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſoll dem ſpaniſchen Geſandten in Waſhington ausdrücklich erklärt haben, daß den Ver. Staaten nichts ferner liege, als eine gewaltſame Annexation Cuba's und wir können nur hoffen und wünſchen, daß dieſe Worte unſeres Staatsſecretairs ehrlich und nicht diplomatiſch gemeint waren.

Aus Europa wird wenig von Bedeutung gemeldet. Die Thronrede, mit welcher der König von Preußen am 4. November den Landtag eröffnet hat, iſt ſelbſt in der kurzen Synopſe, die das Kabel von ihr übermittelt hat, von großem Intereſſe, weil ſie ſo recht veranſchaulicht, in welcher bedeutungsvollen Weiſe ſich in den letzten Jahren die Machtſtellung Preußens entwickelt hat. Vor 1866 fanden die auswärtigen Beziehungen in preußiſchen Thronreden kaum irgend welche Erwähnung außer der allgemeinen Verſicherung, daß man ſich zu allen Mächten in freundſchaftlichen Beziehungen befinde und man war weit entfernt davon, auch anzudeuten, daß Preußen einen maßgebenden Einfluß auf den Gang der europäiſchen Politik beanſpruche. Jetzt iſt das anders und beſonders in der letzten Thronrede wird es in einer für jeden Deutſchen höchſt erfreulichen Weiſe mit ſelbſtbewußtem Nachdruck betont, daß, was ſich auch in Europa ereignen mag, Preußen ſich nicht gleichgültig dagegen verhalten, ſondern es dem deutſchen Intereſſe dienſtbar zu machen ſtreben werde. Dies iſt jetzt mit den Ereigniſſen in der weit von Preußen entfernten pyrenäiſchen Halbinſel der Fall. Die preußiſche Regierung hat raſch erkannt, wie außerordentlichen Nutzen ſie daraus Frankreich gegenüber ziehen könne und wie ſchon jetzt die vielleicht nicht ernſtlich vorhandene, aber dennoch ſtets drohende Kriegsgefahr dadurch beſeitigt iſt, ſo wird auch in der Zukunft die preußiſche Regierung es verhindern, daß der Stützpunkt für kriegeriſche Unternehmungen, den der Kaiſer Napoleon in Spanien gefunden zu haben glaubte und den ihm die Revolution geraubt, ſich nicht wiederherſtellt. Der Satz der Thronrede, in dem die Hoffnung ausgeſprochen wird, daß es Spanien gelingen werde, in „unabhängiger" Weiſe ſeine Angelegenheiten auf einer Baſis zu reconſtituiren, welche die künftige Wohlfahrt ſeines Volkes ſichern werde, iſt daher auch durchaus nicht mißzuverſtehen, er lautet mit anderen Worten, daß Preußen darüber wachen werde, daß die Herr ihrer ſelbſt gewordene ſpaniſche Nation es auch bleibe und nicht durch äußere Preſſion in der Entſcheidung über das, was für ſie paſſend iſt, geſtört werde. In Frankreich wird man dieſe Worte gewiß ſo verſtehen und es aufs Neue ſchmerzlich empfinden, daß die früher von Frankreich ausgeübte Suprematie in der europäiſchen Politik immer mehr durch die Gunſt der Umſtände der ſich neu entwickelnden deutſchen Macht zugeführt wird. Der Aerger darüber hat auch ſchon die Franzoſen zu der Behauptung verleitet, daß Graf Bismarck bei dem ſpaniſchen Umſturz die Hand im Spiele gehabt habe und daß die preußiſche Regierung jetzt jeder von Frankreich begünſtigten Throncandidatur gefliſſentlich entgegenwirke. Die erſte Behauptung iſt freilich thöricht, denn es bedurfte gar keines äußeren Einfluſſes, um eine ſo erbärmliche Herrſchaft, die ſchließlich alle Parteien gegen ſich vereinigt hatte, zu beſeitigen, ſie iſt von ſelbſt gefallen, weil ſie den Boden unter den Füßen verloren hatte und es iſt eben nur die Folge der glücklichen Stellung, welche Preußen jetzt einnimmt, daß auch dieſes Ereigniß, ohne daß es irgend welche Opfer dafür aufzuwenden nöthig gehabt hätte, ihm zu Gute kommt. Daß es aber jetzt den Wunſch hegt, daß Spanien aus ſeiner früheren Iſolirung und Abhängigkeit von Frankreich heraustritt, ſeinen Rang aus Nation zurückgewinnt und ſtatt der Alliirte der Feinde des Friedens zu ſein, in die Bahn der freien und friedlichen Entwickelung einlenkt, welche die Ideen und Intereſſen der Neuzeit zu der gemeinſchaftlichen Aufgabe der Völker gemacht haben, das verſteht ſich von ſelbſt und die preußiſche Regierung wird auch gar kein Hehl aus einem ſolchen Streben machen. Es iſt ihr vor Allem um eine neue Friedensbürgſchaft zu thun und die gewinnt ſie dadurch, wenn dem von Frankreich im feindlichen Sinne gegen Deutſchland angeſtrebten Protectorat über die lateiniſche Race die Bedingungen ſeiner Verwirklichung entzogen werden. Dieſe Bedingungen waren die Schwäche und Unſelbſtſtändigkeit Italiens und Spaniens, und wie es ihr bereits betreffs Italiens gelungen iſt, es ſei ſo weit von Frankreich zu emancipiren, daß dieſes im Fall eines Krieges mit Deutſchland nicht einmal auf die Neutralität der Italiener zu rechnen vermag, ſo wird es ſich auch bemühen, die Spanier darüber aufzuklären, daß es nicht in ihrem Intereſſe liegt, die Bundesgenoſſen der Gegner der Einheit Deutſchlands zu ſein und daß ſie eben dadurch, daß ſie über Frankreich hinweg den andern Staaten die Hand reichen, ſich die Freiheit ſichern, ihren Staat ganz ſeinem eigenen Intereſſe gemäß, unbehindert durch fremden Einfluß, neu zu geſtalten.

Die Gemeinheiten. Ein Hageſtolz wurde gefragt, warum er nicht heirathe. Er antwortete: „Das Heirathen iſt allgemein, in der Ehe zankt man ſich ungemein, wird ſogar handgemein, die Getrauten haben Alles gemein. Sie ſehen daher, daß in der Ehe eine Menge Gemeinheiten vorkommen, und ich bin ein Feind aller Gemeinheiten.

Hoffnung. A. Warum ſo niedergeſchlagen, Freund?

B. Ach meine Alte iſt krank geworden, und ich ſchwebe daher zwiſchen Furcht und Hoffnung.

A. Wer behandelt ſie?

B. Doktor N.

A. Dann hoffen Sie immer, der hat meine Selige auch behandelt.

Der Hieb. Als ein Betrunkener zwei Herren begegnete und einen derſelben beinahe über den Haufen warf, indem er ſchwerfällig an ihn ſtieß, ſprach der Andere: „Verſetz doch dem Kerl einen tüchtigen Hieb."

„O, das iſt nicht nöthig, erwiederte ſein Freund, „der Kerl hat ihn ſchon."

Die Heirath nach dem Gewichte. „Warum, lieber Freund! haben Sie doch das häßliche Mädchen geheirathet?" fragte ein genauer Bekannter den andern; „ſie iſt zwar reich, aber wie ich dächte, erſetzte das den Verluſt der Schönheit nicht."

„Lieber Mann! erwägen Sie doch, daß ich nach dem Gewichte und nicht nach der Façon gekauft habe."

Von Holz. Die Gräfin von Auſſee ſagte aus heimlichem Neid über das Fräulein Derau, als man ihre Grazie und Schönheit lobte: „Nur ſchade, ihre Sprache iſt ſo trocken wie Holz.

„Aber von ſolchem Holz," ſagte ein heimlicher Verehrer des Fräuleins, „aus welchem Amor ſeine Pfeile ſchnitzt, womit er ſicher jedes fühlende Herz trifft."

Gemeine Laſten. In einer kleinen Stadt war der Bürgermeiſter geſtorben, der gerade nicht bei der Bürgerſchaft beliebt war. Als die Bürger ihn zu Grabe tragen ſollten, weigerten ſich dieſelben Mann für Mann. Es half aber nichts, denn ſie erhielten den Beſcheid: daß die Bürgerſchaft ſtets gemeine Laſten tragen müſſe.

Beſtrafung des Geizes. Alfons, König von Arragonien, der Großmüthigſte ſeiner Zeit, haßte den Geiz als das größte Laſter. Wußte er einen reichen Filz ausfindig zu machen, ließ er ihn zu ſich kommen und zwang ihn, einen Hut von gediegenem Golde auf den Kopf zu ſetzen, zwei ſchwere Barren Silber auf die Schulter zu nehmen, und ſo beladen, mußte er in der brennenden Sonnenhitze eine ganze Stunde in dem Schloßhofe herumſpazieren, wobei der König die Frage an ihn richtete: „Fühlſt Du nun, welch' eine ſchwere Laſt der Ueberfluß iſt?"

Schneider und Sänger. Vor 45 Jahren befand ſich unter den Chorſängern des Theaters zu Bergamo in Italien ein armer, ſehr beſcheidener junger Mann, den alle Kameraden vorzugsweiſe liebten und der, um ſeine Mutter beſſer unterſtützen zu können, gleichzeitig Schneidergeſelle und Choriſt war. Eines Tages kam der berühmte Sänger Nozari zum Schneider und probirte ein Paar Pantalons an. Der Geſelle kam ihm bekannt vor, er fragte und erfuhr, daß er auf der Bühne und im Chor ſinge.

„Haſt Du eine gute Stimme?" fragte Nozari.

„Sie iſt nicht beſonders", antwortete der Geſelle, „denn ich bringe mit Mühe das G heraus."

„Laß hören," ſagte Nozari, indem er an das Piano trat.

„Fang an!"

Der Choriſt begann und brachte richtig das G heraus.

„Nun das A."

„Herr, das geht nicht."

„Gieb das A an, Unglücklicher!"

Mit großer Anſtrengung gelang es dem Choriſten.

„Nun das H", rief Nozari.

„Ich bin es nicht im Stande."

„Das H, ſage ich Dir, oder bei meiner Seele......"

„Erzürnen Sie ſich nicht, ich will's verſuchen: A—H—H!"

„Siehſt Du, es geht!" rief Nozari triumphirend aus. „Und nun ſage ich Dir ein Wort, mein Sohn: wenn Du Dich fleißig üben willſt, ſo wirſt Du ſicherlich der erſte Tenoriſt Italiens werden." Nozari hatte ſich nicht geirrt. Der arme Choriſt, welcher um ſein Leben zu friſten, ſchneiderte und alte Kleidungsſtücke ausbeſſerte, ſtarb mit Hinterlaſſung eines Vermögens von zwei Millionen. Er war der berühmte Opernſänger Rubini.

Ein Lumpengedicht.

Nichts als Lumpen überall!
Lumpen — ſtatt der blanken Thaler,
Lumpen — ſtatt der guten Zahler,
Lumpig iſt die Polizei,
Und der große Lump wird frei.

Nichts als Lumpen überall,
Lumpig ſind gar viele Schreiber
Und noch andre Eſelstreiber
Lumpig unſre ganze Zeit,
Wo der Lumpe nur gedeiht.

Nichts als Lumpen überall,
Lumpen unten, Lumpen oben,
Darum in den ſchweren Proben
Zeigt auch jegliche Partei
Eine große Lumperei.

Nichts als Lumpen überall,
Lumpig iſt der Temperenzler,
Wie der arme Pfaffenſchwänzler,
Lumpig dieſe Poeſie.

Aus eigener Erfahrung. „Wenn Du ſo dumm biſt, Kerl, und Dir nichts merken kannſt, dann mach's ebenſo wie ich auch—und ſchreib' Dir's halt auf."

Gebet eines Geizigen. Ein Geizhals in Berlin betete oft alſo: „Ach Gott! der du die Lilien auf dem Felde kleideſt, kleide du doch auch meine Frau und Töchter!"

Sehnſucht. (Eine Frau an ihren Mann ſchreibend): „Lieber Heinrich, ich habe ſo großes Heimweh nach Dir; immer wenn ich Deinen Rock an der Thüre hängen ſeh', denke ich, wenn Du doch an deſſen Stelle wäreſt."

Fortſchritt der Wiſſenſchaft und Mechanik. Ein engliſcher Gelehrter Namens Whitworth hat ein Inſtrument erfunden und im South Kenſington Muſeum ausgeſtellt, womit man den millionſten Theil eines Zolles meſſen kann.

Wie man's nimmt. „Aber ſtill ſitzen müſſen Sie. Sie zucken ja in einem fort—thut's denn weh?"

„Ja, das kommt ganz darauf an wie Sie's nennen. Für Schinden iſt's leidlich—für Raſiren grauſam."

Der Blitz als Photograph. Bei Chamberry in Savoyen, nahmen neulich während eines Gewitters zwei Soldaten Zuflucht unter einem Kaſtanienbaum. Der Eine davon ward vom Blitz getroffen und auf ſeinem nackten Arme zeigte ſich deutlich wie ein Brandmal das Bild eines Baumaſtes. Derartige Fälle ſind ſchon öfter dageweſen, vor Jahren z. B. in Frankreich, als ein Gärtner, der eben Früchte von einem Baume nahm, vom Blitz getödtet das Abbild des ganzen Baumes in rothen Linien auf der Bruſt hatte. Die Wirthſchafterin eines Pfarrers, welche ein Kleid mit rothen Blumen trug, ward, wie Bertbold erzählt, 1795 vom Blitz getroffen. Auf ihrem Arme waren ganz deutlich die Blumen des Kleides ausgeprägt. Ein Matroſe, der an Bord eines Schiffes unter einem ausgeſpannten Segel ſchlief, das die Nummer 44 in Metallbuchſtaben trug, ward ebenfalls vom Blitz erſchlagen und hatte nachher die Nr. 44 auf der Bruſt. Ja es wird ſogar in „Gentlemans Magazine" behauptet, das Bild eines Mannes, der an einer weißen Mauer ſtehend vom Blitz getroffen worden ſei, habe ſich, gleich einer verwiſchten Photographie, in Lebensgröße an der Mauer vorgefunden.

☞ Seit letztem Samſtag wurden in Jefferſon County folgende Grundeigenthums-Uebertragungen regiſtrirt:

J. M. S M. Moore an R. S M. Corkle, Cheſtnut Straße zwiſchen 19. und 20. Str., 30 bei 161 Fuß	$ 750.00
E. D. Standiford an Wm. Kurtz 3108/160 Acker in Jefferſon Co.	1286 25
C. F. Smith an G. M. und W. L. Prather 1 Acker in Jefferſon Co....	100.100
J. L. Neumeiſter an Jno. M. Farrar York Straße, zwiſchen 5. und 6. Str., 52 bei 35....	1800.00
R. A. Robinſon an Jno. Bull, 2. nahe St. Catharine Straße, 75 bei 200	3750.00
Bryant u Harris an R. R. Jones, Park-Platz und Brook Straße, 50 bei 174....	1500.00
H. T. Duncan an H. Noltemeyer, Hancock nahe Breckenridge Straße 32½ bei 150....	763.75
J. W Bowles an J. J. Koch, Brownsboro Road, 35 bei 200....	200.00
J. W. Bowles an Elizabeth Koch Brownsboro Road, 25 bei 200....	200.00
H. E. Lewis an J. S. Callahan, 8. Str., zwiſchen Broadway und York, 25 bei 200....	1200.00
Fanny E. Quigly an J. W. Baker, Newburg Road, 46⅔ Acker....	7000.00
Elizabeth R. M. Corkle an R. S. M. Corkle, Cheſtnut Straße, zwiſchen 19. und 20. Str., 30 bei 161....	750.00
D. Murphy an J. W. Goodman, Jefferſon, zwiſchen 22. u. 23. Straße, 25 bei 196⅓....	750.00
Adam Loi an Adam Kreher, Bardstown Road, 25 bei 150....	600.00
George Ann Tutt an Jacob Hangary, Gray Straße, zwiſchen 11. u. Weſt Straße, 32½ bei 152....	500 00
J. P. Marſhall an D. Weskamp, Centre Straße, zwiſchen Cheſtnut und Broadway Str., 20 bei 79½....	1100.00
Jno. Martz an Baxter Kyle u. Co., Main Straße, zwiſchen 13. und 14. Straße, 30 bei 195....	2000 00
G. Hallenberg an Joſ. Ubehart, Jefferſon Straße, oberhalb Wenzel, 22 bei —....	1265.00

Tägliche Briefliſte vom 15. November.

Abel B
Armbruſter Friederike
Bergman Jacob
Cohen John
Cobiens Felix
Deitz Joſephine
Dierfield Hermon
Gersmann Georg
Glaſer Friedrich
Gerhardt John
Hacke P
Hoffman Chas
Hutter Geo Peter
Kailer A P
Kareheter Martin
Knapps Garten
Kamm Catharina
Lentz Mary J
Lambert Victor
Laujans Johan

Mauch Marzell
Mayers C
Riemann Wm
Riemeyer H u. Co
Rudolph Wm
Rihsberger Phillip
Schermen Caſpar
Schuetz Valentine
Schuler David
Schilippy A
Stolz Victor
Snabel Mr
Straubs Richard
Tiegel Mrs N
Ukli Peter
Wezel Anton
Weber Adam
„ Ernſt
Wulkop G A
Zapfel Andreas

Jno. J. Speed, Poſtmeiſter.

Neue Anzeigen.

Ehre dem Ehre gebührt.

Herr Jacob Wetſtein hat im Laufe dieſes Monats fünfzig Brl. Kartoffeln und 10 Brl. Kraut und Rüben an der Newburg-, Taylorsville- und Bardstown-Road und an Mainſtraße collectirt und in's d. p. Waiſenhaus gebracht. Wir Unterzeichneten bringen ihm hiermit unſere herzlichſte Dankſagung; auch danken wir allen Farmern, beſonders denen an der Bardstown-Road, für die Gaben, welche ſie Herrn Wetſtein für die Waiſen zukommen ließen. Ferner danken wir auch den Mitgliedern von Pfarrer Beckers Kirchengemeinde in Jefferſonville für 9 Brl. Kartoffeln und mehrere Brl. Gemuſe, die ſie nach unſerm Waiſenhauſe brachten.

Stephan Schmitt, Präſident.
Phil. Leonhard, Sekretär. nv15 3m

Dankſagung.

In der am Donnerſtag, den 12. d. M. abgehaltenen Verſammlung des d. p. Waiſenhaus-Frauenvereins, wurde beſchloſſen, eine öffentliche Dankſagung dem Publikum für den glänzenden Erfolg des Waiſenhausballes zu zollen. Die große Anzahl Gäſte, welche dem Balle beiwohnten, iſt jedenfalls ein Beweis der hohen Achtung, in welcher der Frauen-Verein bei dem hieſigen Publikum ſteht, und zugleich das Kriterium der Vortrefflichkeit hinſichtlich der getroffenen Arrangements. Mögen alle Beſucher des Balles unſerer Hochachtung und unſeres Dankes verſichert ſein.

Frau **Simm**, Präſ.
nv15 3m Frau **Zeng**, Secr.

J. O. R. M.

Die Mitglieder des Seneca Tribe No. 9 J. O. R. M. ſowie die Schweſterlogen ſind hiermit freundlichſt eingeladen, nächſten Montag, den 16. November ... da B. P. S. Lieber eine Rede halten wird, uber Barmherzigkeit und Liebe.

nv15 1m **F. Blum**, C. o R.

Deutſch-engl. Akademie.

Die Eröffnung des zweiten Schulquartals findet **morgen** ſtatt. Eltern werden erſucht Anmeldungen im Laufe der kommenden Woche zu machen.

W. R. Heilman,
nv15 Prinzipal.

An das Publikum.

Wir machen darauf aufmerkſam, daß mit Nächſtem die Vortheile des Bankerottgeſetzes aufhören und dann nur gegen Zahlung von fünfzig Cents am Dollar das Geſetz in Ausführung gebracht werden kann. Wer jetzt noch die Hülfe des Geſetzes beanſpruchen will, wende ſich alsbald an uns, da wir es uns zum beſonderen Zweige unſerer Advokatur gemacht haben, Hülfe Suchenden ſogleich zu helfen. Wie bekannt iſt unſere Office im neuen Gebäude des Herrn Dannecker, am Courtplatz Nr. 11. Man ſehe das Schild: A. F. Dannecker, deutſcher Advokat.

nv15 **Worthington u. Dannecker.**

Grütli-Verein.

Nach Beſchluß von der letzten Verſammlung obigen Vereins ſind hiermit alle Mitglieder erſucht, ſich an der am Sonntag Nachmittag um 2 Uhr
abzuhaltenden allgemeinen Verſammlung zu betheiligen. Indem ſchon fünfzig Dollars aus der Vereinskaſſe bewilligt wurden, um die in der alten Schweizeriſchen Heimath durch Waſſer verunglückten Brüder zu unterſtützen, ſo iſt noch nebenbei Jeder erſucht ſein Scherflein beizutragen.

Lorenz Ackli, Präſ.
Jacob Zahner, Sekr. nv15

Durch Joſeph Buckel.

266 Marktſtraße, zwiſchen ſiebenter und achter.

Auf Auktion

Mittwoch, den 18. November, Nachmittags um 4 Uhr,
werde ich an der Südoſt Ecke 18. und Prentice Straße eine ſchöne Backſtein Cottage verkaufen, die drei Zimmer, Ciſterne Keller und Stall enthält. Die Lot iſt 30 bei 183 Fuß mit einer 20 Fuß breiten Alley. Bedingungen liberal.

nv 5 **Joſeph Buckel**, Auctionär.

Durch S. G. Henry u. Co.

Verkauf von Ellenwaaren und Kleidungsſtücken, wie gewöhnlich auf Auktion am
Dienſtag, den 17. November.

nv15 **S. G. Henry u. Co.**, Auct.

Durch S. G. Henry u. Co.

Die ſchönſte und größte Auswahl von Schuhen und Stiefeln, wie wir ſie in dieſer Saiſon noch nicht gehabt haben, bieten wir aus
Mittwoch, den 18. November
1500 Kiſten und Cartoons Stiefeln und Schuhe.

nv15 **S. G. Henry u. Co.**, Auct.

Weiſiger Halle.

Mittwoch, den 25. November 1868,
wird der
Dramatic Benevolent-Club
zum Beſten des St. Joſephs Waiſenhaus eine Vorſtellung geben. Zur Aufführung kommt:

Das Wichtel,
oder:
Ein guter Hausgeiſt,
Volksſtück in fünf Akten von Arthur Müller.
Hierauf:
Jodler-ſolo vorgetragen von **Chas. Hubbuch**.
Zum Schluß, in engliſcher Sprache:
THE TWO GREGORIES,
Luſtſpiel in einem Akt.

☞ Zu recht zahlreichem Beſuch für dieſen ſo edlen Zweck ladet freundlichſt ein der Vorſtand des Waiſenhauſes.

George Schuler, Präſident.
John Boes, Vice Präſident.
Franz Wiesmann, Sekretär.
nv15 **Leopold Schuſter**, Schatzmeiſter.

Ausverkauf!
Geſchäfts-Veränderung.

Da ich in ein anderes Geſchäft trete, ſo offerire ich meinen ganzen compleeten Vorrath von eleganten und gewöhnlichen Mobilien zum Koſtenpreis. Wer irgendwie im Bedarf von Möbeln iſt, namentlich Heirathsluſtige, wollen ſich alsbald bei mir melden, da ich raſch und billig zu verkaufen entſchloſſen bin. Meine Waare hat ſich ſtets durch Eleganz und Dauerhaftigkeit, verbunden mit Billigkeit, ausgezeichnet, und mein Vorrath iſt der beſte in der Stadt.

Frank Fenſterer.
nv15 dritte Straße, zwiſchen Markt u. Main.

M. Rapp's
Familien-Groterie
und
Wein- und Bier-Wirthſchaft.

Ecke der Marſhall und Prestonſtraße.
Um gefälligen Zuſpruch bittet **M. Rapp**.
oc1813

Deutſches Theater
— in der —
Turn-Halle.

Unternehmer .... **John Held.**
Regiſſeur .... **Herr G. Biermann.**

Sonntag, den 15. November 1868.
SACRED CONCERT!
Zum Erſtenmale:
Der geprellte Geizhals.
Poſſe mit Geſang in 2 Akten von L. Schneider, Muſik von Mehul.
Hierauf:
Extemporirt!
oder:
Für Jeden Etwas!
Komiſches Singſpiel in 2 Akten.

☞ Preiſe der Plätze durch den ganzen Saal **35 Cts.**
☞ Kaſſeneröffnung präcis 7 Uhr. Anfang 8 Uhr.
☞ Durch Vorführung der obigen beiden vortrefflichen Stücke glaube ich dem geehrten Publikum mit Recht einen heiteren Abend verſprechen zu können und lade zu recht zahlreichem Beſuche ergebenſt ein.

nv14 **John Held**, Director.

PHŒNIX HILL,
—zur—
„Schönen Ausſicht,"
—von—
Zang, Vogt & Co.,
Zwiſchen Broadway und der Bardstown Road.

Dieſer ſchöne Luſtgarten ſteht jetzt dem Publikum jeden Tag und **namentlich am Sonntag** zur Verfügung. Wir verzapfen excellentes Bier und laden zu geneigtem Beſuche ergebenſt ein

fv20 **Zang, Vogt u. Co.,**
auf der Höhe, zwiſchen Broadway und Bardstown Road.

Wein! Neuer Wein!
—bei—
Anton Kleeſpies,
Nahe Jefferſonville, Ind.

Ich erlaube mir meinen Freunden und dem geehrten Publikum die ergebene Anzeige zu machen, daß in meinem Weingarten vorzüglicher neuer Wein verzapft wird, wie auch die Trauben dieſes Jahr die beſten ſind. Die übrigen Erfriſchungen ſind, wie bekannt, delikat, wer deshalb einen kleinen Ausflug machen will, und ſich einmal recht erholen, finde ſich ein bei **Anton Kleeſpies**,
fv13 Nahe Jefferſonville, Ind.

Löwen Garten,
Preſton, nahe Kentucky Straße.

Dieſer herrliche Vergnügungsort, iſt für die kommende Saiſon dem Publikum geöffnet. Jeden Sonntag wird daſelbſt **die berühmte Great Weſtern Star Band** von Haupt u. Eichhorn die Beſucher durch die beſten Muſikſtücke unterhalten.

Das beſte Cincinnati Lagerbier wird daſelbſt verzapft, ebenſo iſt für das ausgezeichnetſte Eſſen Sorge getragen.

Der Garten iſt um ein Bedeutendes vergrößert und verſchönert worden, ſo daß Jedem der Aufenthalt daſelbſt ein angenehmer ſein wird.

Sonntag Nachmittag:
Großes Sacred Concert,
ausgeführt von ebenbenannter Great Weſtern Star Band
Eintritt nur 10 Cents.
fv12 **A. Ehret.**

Woodland Garten!
—0—
Großes Sacred Concert,
ausgeführt vom
Louisville Theaterorcheſter
unter Leitung des
Prof. Anton Zöller.

☞ Eintritt für Herren **10 Cents**. Damen frei
☞ Aufwartung und Erfriſchungen unübertrefflich.
fv12 **B. Strube.**

Großer Verkauf von
Möbeln! Möbeln!
— bei —
John Simm & Co.,
Dampf-Möbel-Fabrik,
Mainſtraße, zwiſchen der achten und neunten.

Unſern Freunden und Bekannten dem hieſigen ſowohl, als auch dem auswärtigen Publikum die ergebene Anzeige, daß wir
Einen Theil unſeres großen Möbel-Vorrathes,
in Folge einer Veränderung in unſerer Fabrik um und unter dem Koſtenpreis ablaſſen werden, und bitten wir um geneigten Zuſpruch.

John Simm u. Co.,
nv13 bo Main Straße, zwiſchen achter und neunter.

Kohlhepp's Exchange
— und —
Reſtaurant.
John Kohlhepp, Eigenthümer.
No. 236 Mainſtraße, zw. ſechſter und ſiebenter.

Ich erhalte fortwährend junge Feldhühner, Auſtern in der Schale, Fiſche und alle Erzeugniſſe des Feldes und der Jagd, welches auf die delikateſte Weiſe zubereitet ſervirt wird.

An meiner Bar werden, wie bekannt, nur die beſten Getränke, die reinſten Liqueure älteſten Weine ꝛc. verzapft.

John Kohlhepp,
ok15 236 Main Straße, zwiſchen ſechſter u. ſiebenter

A. M. Snyder,
Fabrikant von Cigarren
und Groß- und Klein-Händler in
Rauch-, Kau- u. Schnupftabaken,
Blatt-Tabak (Leaf), Pfeifen ꝛc.,
No. 73 Marktſtraße, zwiſchen Brook und Floyd,
Nordſeite.

Mein Vorrath von **Cigarren, Tabaken, Pfeifen u. ſ. w.** iſt einer der größten und beſten in der Stadt und ich bin durch eigene Fabrikation und direkte Importation in den Stand geſetzt, ſo billig als irgend ein Ander hier zu verkaufen.

Beſonders mache ich Cigarrenmacher auf mein großes Lager von Leaf Tobacco jeder Art aufmerkſam, mit der Verſicherung, daß ſie bei mir eben ſo billig, als in Cincinnati und anderwärts kaufen können. Man ſpreche vor und überzeuge ſich ſelbſt.

nv8 ſwt ly **A. M. Snyder.**

Stachelmeier.

Iraveltown, in America, ſchräg in's Winkelche.
November 14. 1868.

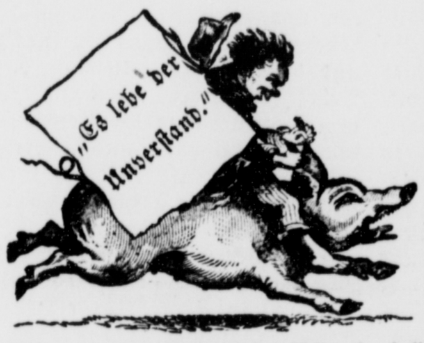
Jeliebte Rehdachſion!

Na, heren ſe mal, nehmen Sie's mer nich übel, aber wat zu ville is, is zu ville. Zuerſt verheirathet ſich der Courier mit den Zwitter Journal und nu will ooch noch die „Eenzige", weil ſe in andere Umſtände is, den „Demokrat" heirathen, mit den ſe übrigens ſchon ſeit lange in wilde Ehe lebt. Na, die Nachkommenſchaft, die aus dieſe Ehe entſpringt, möchte ick ooch nich in mein Putzſtiebchen beherbergen, der Jeruch müßte ſchrecklich ſind.

Wie ick vernehme, jeliebte Rehdachſion hat Ihnen die Eenzige am letzten Sonndag nachem Salzfluß jeſchickt; ick habe mir aberſt jefreit, dat ſe nich jejangen ſind. Die Eenzije hat aus Aerger dann mit den Pieſeke noch eene Extraſalzflußfahrt jemacht und zwar als

und der Piſeke ſchob als oller Uzmichel hinnennach mit Coſtüm.

Sagen Se mich nu aber bloß mal, wat will die „Eenzige" von Sie? Letztes Jahr hat ſe jemeent, ſie hätte een Pätent uf ihren Spezialkabel jenommen und dat Monopol uf die telejraphiſchen Depeſchen jepachtet und dies Jahr fängt ſe widder an und macht dieſelben Dummheiten. Wenn ick nich wüßte, dat ſe ſich ſo ſehr hat ärgern müſſen über Ihnen, denn könnte ick wahrhaftijen-Jott wüthig werden und ooch uf ihr loskloppen; für jetzt aber will ick mir man bloß bejnügen, anzujeben, wat forn Eindruck ſie uf mir und meine Freinde bildlich machen dhun dhat. So kömmt ſe mich für:


„Es lebe der Unverſtand."

Wenn ihr dat Bild nich jefällt, ſo ſoll ſie es mich ſagen, ick habe noch annere Jleichniſſe in Petto.

In meine Heimath Iraveltown jefällt es mich recht jut. Ick verdrage mir recht anſtändig mit meine Freinde und hauptſächlich nett ſind die ollen Knaſterbärt Hinze (Herbergevater) Mike Viljam, Henry Wilkens, Bern. Melter un Georg Rubens, die am letzten Mondag vom Salzfluß heemkamen un mir eenen echten afrikaniſchen Affen mitbrachten, den ick noch immer liebkoſe. Ick hoffe, dat das Vieh mich keenen Schaden nich dhun dhut. Sonſt bin ick janz munter und mobil, womit ick mir zeichne als Ihr jeſunder

Stachelmeier,
mit die jute Conſtitution.

Verlangt

werden 30 Extraträger, um die Leſer der Sonntagspoſt zu kitzeln. Kräftige junge Leute, welche einen guten Stiebel Blech vertragen können, werden vorgezogen. Zu erfragen in der Office

der Einzigen.

In Petersburg.

Petrof. Ah, grüß dich Gott, Ivanerl, wie geht's dir? Wo biſt d' denn jetzt?

Ivan. Ich dank' dir, Petroferl. Bei der bayriſchen G'ſandtſchaft bin ich, als Portier.

Petrof. So, ſo. Na, is er gut, der Platz?

Ivan. Ja, ja, net ſchlecht.

Petrof. Gute Koſt?

Ivan. Ja wohl. Nur ein bisl viel Bärenfleiſch kriegt man. Sonſt bin ich ganz zufrieden.

Er kennt ſeine Leute. Bauer: „Ach Gott, Herr Hauptmann, bei mir iſt geſtohlen worden!"

Hauptmann: „Alles?"

Bauer: „Nein—alles nicht!"

Hauptmann: „Nachher war's meine Compagnie nicht.—Marrrſch!"

Da leſe ich eben in einem mediciniſchen Werk: bei allen Conſtitutionskrankheiten haben die Muskeln an der Erkrankung Theil.

Am Ende iſt das der Schlüſſel zu den berühmten Muskel-Schmerzen des Grafen Bismark?

Aber warum mußte der Gaul erſt eine Lerche ſchießen, um die gräflichen Muskeln an ihre conſtitutionelle Stellung zu erinnern?"

Piſeke.

Schermentauhn, 12. Novber.

Geöhrte Redakſion von Omnibus!

Da ſich doch ſo manches in die letzte Woche zugedragen hat, ſo muß ich doch eene kleene Mitteilung machen, wat ick mit angeſehe habe. Et war nemlich die Kumkarren Geſchichte an die 4. Straße, ick hatte mir nemlich eenen Sitz uf den Deppen ſeinen Store genom'n, det heeßt uf't Dach um Allens genau zu ſehen un da habe ich 3 Stunden gewart bis ick et überdrüſſig wurde un ging runter in den Lupus ſein Keller der in det ſelbe Haus is un habe aus lauter Verzweiflung eenen großen Kimmel gedrunken—Lupus der een guter Freind von mir iſt, ſagt den zu mir, ſtille Pieſeke, et geht gleich los un ſo war et. Uf en mal komt der Otto un der Lapp raus un wie die ſo ant Geſchäft ſind, kommen zwee Louisville Shandarmen un aretiren ſie alle Beede. Die Leite waren alle disapeinted, aber et wurde Allens wieder gut gemacht. Det Ding ging, denn den nächſten Dag ging's los un der Otto hat den Lapp wirklich nach den Wuthlandgarten gefahren un da wurden Reden gehalten, den alten Tombert ſeine war gut, ick globe et war die beſte, ick kann mir jetzt nich mehr erinnern, aber der lange Sinn von die kurze Rede war: Freund ick bin zufrieden ꝛc. Der langbeenige Auſterkönig war och da un ſchrie immer Holloh for Siehmor un Blähr.

Nu um uf wat anders zu kommen, da habe ick in die Zeitung geleſen det der Grant den Siehmor un och den Pendelton ingeladen hat um wegen die Verheltniſe von de Juneited States zu ſprechen, ob et wahr is, wes ick nich, aber Schaden kan et nich duhn, aber ick gloobe die Ratekahlen werden det nich gut ufnehmen, aber et duht niſcht, ick gloobe er wird Allens fickſen wie et ſich gehört. Det Jold ſoll wieder geſtiegen ſind ſeid de letzte Wahl, det heßt nich bei mir, die Gründe werden ſe wol wiſſen.

Mit viele Griſe an meinem Freind Stachelmeier bin ick wie ſtets ihr aufrichtiger Freind

August Pieſeke,
old Lein Demokrat.

Richtiges Verhältniß. Stadtherr: „Siehſt Du Bauer, das iſt das neue Narrenhaus für die Bauern."

Bauer: „Sell' han i mir ſchon denkt, für d' Stadtherrn wär's eh z' kloan."

Reiſe-Moral. „Nun, reiſen Sie glücklich, Müller! Laſſen Sie mich Ihnen noch Eines ſagen: Merken Sie vor Allem auf die Art, wie Sie in dem Hauſe, wo Sie ſich präſentiren, empfangen werden! Bietet man Ihnen freundlich einen Seſſel an, ſo dreh'n Sie ſich um und geh'n weg; ſagt man Ihnen jedoch ganz barſch, daß man nichts braucht, ſo ſetzen Sie ſich und gehen nicht früher, bis man Ihnen einen Auftrag gegeben hat."

Ein preußiſches Miniſterialreſcript beklagt ſich über die geringen botaniſchen Kenntniſſe promovirter Medicinalperſonen. Nicht einmal Camillen, Schierling u. dgl. ſie in natura kennen.

Der Eckenſteher Nante ſoll in der That einen Medicinalrath wiſſen, der von Pflanzen außer Gurken und Kopfſalat nur mehr den rothen Adler mit Eichenlaub kennt.

Vorzug der Landſtände. „Was unſer einer auch ſitzen muß!" bemerkte ein grauer Canzliſt, „krumm und lahm möchte man werden! Da lob' ich mir die Herren Landſtände, die haben doch ein geſundes Leben."

„Und warum?" fragte man ihn. Er antwortete: „Weil es jenen Herrn nicht an Bewegung fehlt. Leſen Sie nur die Zeitung, da ſteht immer, daß bald der, bald jener eine Motion gemacht habe."

Karl V. Ein gewiſſer Oberſt der Reiterei bat den Kaiſer Karl V. um ſeinen Abſchied.

„Warum willſt Du Dich denn ſchon zurückziehen?" fragte Karl.

„Weil," erwiederte der Oberſt, „ich zwiſchen den Unruhen des Lebens und der Stunde des Todes gern noch einige Augenblicke für mich ſelbſt benutzen möchte."

Dieſe Antwort drang dem Kaiſer tief in's Herz, daß er ſie nie wieder vergeſſen konnte, und von der Stunde an feſt beſchloß, dem Beiſpiele jenes frommen Mannes zu folgen, welches er, bei herannahendem Alter, denn auch that.

Ein Jude mit Namen Moſes, pflegte oft in das Haus eines reichen jüdiſchen Banquiers zu kommen, wo er wegen ſeiner witzigen Einfälle gern geſehen ward. Endlich ward ſein Mantel ſo zerriſſen, daß der Banquier jedesmal in Verlegenheit kam, wenn ein Fremder den Moſes in dieſem Anzuge bei ihm antraf.

„Schafft Euch doch einen andern Mantel an," ſagte der reiche Iſraelit zu dem armen Moſes.

„Main," verſetzte dieſer, „denkt Ihr denn, daß ich nicht mehr als einen Mantel habe?"

„Nun, ſo nehmt doch den andern um."

„Ja, der iſt noch ſchlechter!"

Falſche Reime für Mädchen.

Mädchen, Euch zum Nutz' hab ich
Aufgezeichnet ein'ge Lehren,
Wenn Ihr, wie es reimte ſich,
Luſt verſpüret, ſie zu hören.

Waffnet Euch mit Feſtigkeit,
Sprechen Männer Euch von Liebe,
Männer waren jederzeit,
Sagt's der Reim doch, Herzensdiebe.

O ſie würden, ſo Ihr ſäumt,
Eu're Schwachheit bald beſiegen,
Mittelſt (hört, wie falſch ſich's reimt)
Schlau erfund'ner feiner Lügen.

Nicht verlegen iſt ein Mann
Um ein Schock von Liebeseiden,
Sechzig davon bricht er dann,
Macht Euch, kraft des Reimes, leiden.

Glaubet nicht an Männerſchwür',
An Verſprechungen von Treue,
Allzubald nur könntet Ihr
Fühlen, was der Reim nennt, Reue.

Wollt' Ihr, doch auf dieſer Erd',
Koſt's, was 's wolle, werden Frauen,
Müßt Ihr, wie der Reim Euch lehrt,
Mancher Sorg' entgegenſchauen.

Kein ſtets heit'rer Himmel iſt,
Wie Ihr etwa meint, die Ehe,
's gibt darauf, wie Ihr gut wißt,
Keinen beſſern Reim, als Wehe.

Findet Ihr in Wirklichkeit
Den Geliebten Eu'rer Träume,
Liebe Mädchen, ſo verzeiht
Meine ungereimten Reime.

Ein charmanter Regent

oder:

Zur revolutionären Honigwoche.

Scene: Reſidenz in Madrid.

Prim. Was wünſchen Sie?

Geſuchſteller I. Ich war früher Süäſer, dann Packträger, zuletzt Privatier, und würde nun um einen kleineren Geſandtſchaftspoſten gebeten haben—

Prim. Mit größtem Vergnügen. Laſſen Sie Ihre Adreſſe da. Ich werde morgen nach Ihnen ſchicken. Und Sie?

Geſuchſteller II. Ich bin ein durch den Sturz des Bourbonen brodlos gewordener Gypsformator und bitte nur um Wartegeld bis zur Erwählung des neuen Monarchen —

Prim. Nicht mehr als billig. Gehen Sie auf die Staatskaſſe und ſagen Sie dort ſelbſt, wie viel Sie monatlich wünſchen. Und Sie?

Geſuchſteller III. Kennen Sie mich nicht mehr?

Prim. Kann mich nicht erinnern.

Geſuchſt. Ich bin bei Ihrem Einzug die ganze Zeit am Wagen gelaufen und habe Vivat gerufen.

Prim. Sehr möglich. Ich danke Ihnen. Womit kann ich dienen?

Geſuchſt. Ich würde gar zu gerne Gutsbeſitzer und möchte Sie bitten, ob Sie mir nicht etwas Confiscirtes ablaſſen möchten.

Prim. Oh warum nicht? Beſtimmen Sie nur gefälligſt die Gegend, und ob Sie mehr auf Feldbau oder auf Waldung reflectiren. Und Sie?

Geſuchſteller IV. Ich bin meines Handwerkes ein Schneider.

Prim. Suchen Sie Arbeit?

Geſuchſt. O nein. Aber ein Reitpferd aus dem Marſtall möchte ich gerne.

Prim. Richtig, Sie erinnern mich eben daran: der bourboniſche Marſtall muß augenblicklich abgeſchafft u. entfernt werden. Gehen Sie nur einſtweilen hinunter, ich komme gleich nach.—Und Sie?

Geſuchſteller V. Ich erlaube mir, Ihnen meine Dienſte als Officiöſer anzubieten.

Prim. Schreiben Sie gut?

Geſuchſt. Das weniger, aber ich ſchreibe Alles.

Prim. Bleiben Sie künftig im Vorzimmer. Wenn es etwas zu dementiren gibt, werde ich's Ihnen hinausſchicken.—Entſchuldigen Sie, meine Herren, ich muß jetzt Cafe trinken, dann an Bismark ſchreiben—und an Girardin—und an Julius Knorr.

Die Empfindliche. Dame: „Und dann, Herr Lieutenant, habe ich noch eine Bitte."

Offizier: „Ihr Wunſch iſt mir Befehl!"

Dame: „Sie reiten täglich an unſerer Wohnung vorbei, weshalb ich von der Mama ſchon manche Bemerkung hören mußte."

Offizier: „Was gewiß nicht mehr vorkommen ſoll, wenn Sie nur die Güte haben wollen, mir zu ſagen, wo Sie wohnen."

Glanz und Wichſe. In N. ließ der Gatte einer Sängerin dieſer einen Lorbeerkranz durch ſeinen Stiefelputzer auf die Bühne werfen. Der Menſch wurde von der Polizei verhaftet, weil ſein Unternehmen Unruhe erzeugte, indem man ihn zu prügeln anfing. Einige Tage darauf erſchien in einem Blatte parodirt der Abſchied der Sängerin, worin ſie ſich auch dem Stiefelputzer mit den Worten empfahl: „Mir gabſt Du Glanz, Dir blieben die Wichſe."

Vorſchlag zur Güte.

Die große Verlegenheit, in welcher ſich die Spanier wegen eines Thronfolgers befinden, ermuthigt uns, ein Vorſchlag zu machen, der ebenſo ideal als praktiſch, ebenſo neu als nachahmungswerth, den Spaniern und angrenzenden Völkerſchaften hiermit beſtens empfohlen ſei. Die Gründe, die uns zu der Propoſition beſtimmt haben, ſind folgende:

1) Es iſt eines Volkes unwürdig, einen Thron Jemanden anzubieten, oder gar anzubetteln.
2) Es gibt keinen Zufall. Alles, was in der Welt geſchieht, geſchieht nach höherer Beſtimmung.
3) Die ſogenannten Zufallsſpiele Faro, Roulette, Lotto, Kümmelbatt u. ſ. w. verkünden den Willen des Schickſals ſicherer als geheime Conſiſtorien, Volksabſtimmungen, Zettelwahlen u. dgl. Einrichtungen, durch welche der Menſch ſich anmaßt, Vorſehung zu ſpielen.

Deßhalb ſchlagen wir vor:

1) Der Thron von Span[illegible] im Wege einer Staatslote[illegible]usgeſpielt.
2) Derſelben wird der Ziehungsplan der preußiſchen Klaſſen-Lotterie zu Grunde gelegt. Die Treffer in den erſten drei Klaſſen beſtehen in Adelstiteln. Niedrigſter Gewinn ein „Commiſſionsrath." Der Haupttreffer in der vierten Klaſſe gewinnt den Thron.
3) Der Einſatz für jedes Loos beträgt 100 Realen.
4) Zum Ober-Collecteur wird Marſchall Prim ernannt.
5] Die Ziehung erfolgt öffentlich durch zwei Waiſenkinder am 31. December.

So wird das Land zu dem Könige kommen, der ihm vom Schickſale beſtimmt iſt.

Neuerdings werden in Frankreich die Truthähne zu einem eigenen Zweck, nämlich zum Brüten und Aufziehen der jungen Hühner verwendet. Während die Henne nicht mehr als ein Dutzend Küchel auszubrüten vermag, kann ein Puter deren zwanzig bis dreißig großbringen, und dabei wird er noch ſelbſt gemäſtet und für die Bratpfanne vorbereitet. Die Art u. Weiſe aber, wie dem dummen Puter dieſes Muttergefühl beigebracht wird, iſt höchſt ergötzlich und ſtammt von den Chineſen. Ein oder zwei Gläſer ſtarken Wein werden dem Puter ohne viel Nöthigen in den Hals gegoſſen, und während ſeiner darauf folgenden Trunkenheit ihm die Federn von der Bruſt gerupft; in dieſer Beſchaffenheit wird er mit entblößtem Buſen auf einen Haufen auszubrütender Eier geſetzt. Der Rauſch vergeht nach u. nach, der Schlaf nimmt ſein Ende, und der „Puter Kater" findet ſich ein. Der ſonſt ſo ſtolze Herr läßt den rothen Kamm hängen und deutlich liegt in ſeinen Mienen die Frage: „Wo bin ich?" Er will ſich erheben, doch natürlich bei den geſchwächten Beinen kann der würdige Herr „nicht auf Eiern gehen," er läßt ſich wieder nieder, die Beine ſind gekräftigt, doch — er empfindet jetzt auf ſeiner Bruſt den Mangel eines Cachenez — er läßt ſich wieder nieder. Noch oft verſucht er's bei ſtetem Nachdenken, doch—die Federn wachſen nicht ſo ſchnell wie Pilze; um ſich zu wärmen, heuchelt er Mutterliebe und — bleibt ſitzen, die Eierſchaalen berſten nach den üblichen Tagen ſeines Wochenbettes, eine neue Aera beginnt für ſein Denkvermögen, als er nach dem langen Nachdenken die Küchlein ſieht — er fühlt ſich Mutter und behütet die Jungen mit Pflicht und treuer Wachſamkeit und Zärtlichkeit! — Daß dieſe Mittheilung keine Münchhauſen'ſche Erfindung iſt, beweiſen wir dadurch, daß ſie einem wiſſenſchaftlichen Bericht des Herrn Geylin, Disponenten der franzöſiſchen National-Hühner-Geſellſchaft, in Paris entnommen iſt.

Die Daummühle. Eine Dame hatte die Gewohnheit, ſtets die beiden Hände auf dem Schooße haltend, beide Daumen wie ein Rad herumzudrehen. Einſt erhielt ſie einen Beſuch von einer Frau. Beide ſaßen ſich gegenüber und converſirten lange Zeit, in welcher die erſtere unaufhörlich die beiden Daumen drehte. Endlich ſagte die Beſuchende: „Meine liebe Madame, wenn ich bitten darf, nun anders herum! mir wird ſchon ganz ſchwindlig."

Ein franzöſiſcher Edelmann war ſo zerſtreut, daß er zuletzt Jeden, der mit ihm zu thun hatte, an ſeinen Verwalter Luguet verwies. Als in ſeinen letzten Stunden der Beichtvater fragte: wie es mit ſeinen Sünden ſtehe, entgegnete der Edelmann auch nach ſeiner Gewohnheit: „Das wird Ihnen Luguet ſagen!"

Die hirſchledernen Hoſen. Vor dem Jagdſchirme eines Fürſten lagen die erlegten wilden Schweine. Ein zum Treiben beſtellter Bauer wartete, bis der Fürſt aus dem Schirme heraustrat.

„Gnädigſter Herr," ſagte der Bauer, „Sie könnten mir wohl ſo eine Sauhaut ſchenken."

„Was willſt du damit machen?"

„Ich möcht' mir gern ein Paar hirſchlederne Hoſen daraus machen laſſen."

Am Abend vor einer Schlacht beſuchte Napoleon mit einem ſeiner Marſchälle die Vorpoſten und näherte ſich einer Gruppe von Brummbärten, in der ein Redner mit grauem Schnauzbart das Wort führte, welcher einem ſeit Kurzem bei der Armee eingetroffenen Conſcribirten einen Brief dictirte.

„Der Kaiſer kommt."

„Was ſcheert das mich?" ſagte der Brummbart; „er hat nie was dagegen, wenn man am Tage vor einer Keilerei an ſeine Mutter ſchreibt; denn er weiß recht gut, daß nicht immer der folgende Tag Allen leuchtet; nicht wahr, Sire, Sie ſind darüber nicht böſe?"

„Schon gut, Trubert, dictire nur Deinen Brief."

„Wohlverſtanden. Schreib', Recrut, und mach ja viel Ausrufungszeichen, das wirkt wie eine Bombe; ſchreib': „Mama," drei Ausrufungszeichen. „Mama, morgen ſchlagen wir uns, das wird heiß werden......" zwölf Auerufungszeichen. „Der kleine Corporal iſt in eigener Perſon zugegen mit ſeinem grauen Rock, der ſo viel Schlachten gewonnen. Wir werden ihm Ruhm einbringen, mehr, als er tragen kann, und er wird uns in den Tagesbefehl ſetzen, da ich entſchloſſen bin, mit Hülfe meines neuen Freundes Trubert, der mehr Patronen zerbiſſen, als ich Radieschen geſchluckt, den Feinden eine Fahne zu nehmen. Wenn mich aber eine Kugel kriegt, ſo laſſe ich die 36 Franken, die ich noch in der Taſche habe, dem Trubert, damit er auf meine, auf Eure Geſundheit trinke und die unſers großen Napoleon, des erſten Kaiſers der Franzoſen, Protector des Rheinbundes, Mediateurs der Schweizer Eidgenoſſenſchaft ꝛc. Und nun drei Linien Ausrufungszeichen."

Der Kaiſer dictirte den Brief zu Ende.

P. S. „Der Brief hat geſtern nicht abgehen können, denn Keiner von den Soldaten der großen Armee hat ſeinen Poſten verlaſſen wollen. Ich theile Ihnen alſo mit, liebe Mutter, daß die Schlacht tapfer geliefert worden, daß ich die Schulter ein wenig geſtreift bekam, daß die 36 Franken, die ich im Säckel hatte, eine Kugel abgehalten haben, daß ich beſtändig Trubert zur Seite war, der die Officierſchleife der Ehrenlegion auf die Bruſt bekam; der Kaiſer wußte wohl, daß er ſie verdient hatte. Was mich betrifft......" Hier hatte der Kaiſer natürlich Quant à moi dictirt.

„Erlauben Sie, Sire, es muß heißen: Taut qu'à moi."

„Ich glaube, Du irrſt Dich."

„Ich kenne meine Sprache, Sire, ich lehre ſie meine Kameraden."

„Gut, ich fahre fort: Tant qu'à moi."

„So iſt's recht!" murmelte Trubert leiſe.

„So hat es der Kaiſer für gut befunden, mich zum Corporal zu ernennen, Ihr Sie liebender Sohn, Martin."

„Wir rechnen auf Ihr Wort," ſagte Trubert.

„Und ich auf das Eurige," antwortete der Kaiſer.

Der Poſten rief: „Es lebe der Kaiſer!"

Die Schlacht erfolgte, und Alles traf ſo ein, wie Napoleon beſchloſſen hatte.

Die Nebenſporteln. Ein junges Mädchen, das manche Liebesabenteuer gehabt, wurde wegen einer ähnlichen Angelegenheit in einen Proceß verwickelt. Sie wählte ſich einen geſchickten Advocaten als ihren Vertheidiger.

Er verſtand ſich dazu u. es gelang ihm durch ſeine Beredtſamkeit u. ſeinen Scharfſinn, daß das Mädchen frei geſprochen wurde. Sie bezeigte ihrem Vertheidiger auf's Lebhafteſte ihre Erkenntlichkeit, ſetzte aber hinzu: „Ich kann Ihnen nichts anbieten als mein Herz!"

„Das ſind Nebenſporteln und die überlaſſe ich meinem Schreiber," antwortete der Advocat.

Dienſtjahre. Als der Kronprinz von ...... vor länger als einem halben Jahrhundert durch eine der damals zahlreichen kleinen freien deutſchen Reichsſtädte kam, erhielt er von dem dortigen Magiſtrat einen Offizier der Stadtmiliz zur Ehrenbegleitung.

Der Offizier war ſehr linkiſch u. ängſtlich.

Der Prinz, um ihm ſeine Aengſtlichkeit zu benehmen, fragte ihn daher ſehr freundlich:

„Haben Sie auch ſonſt ſchon gedient?"

„O ja, Ew. königliche Hoheit!" erwiderte der Befragte, ſich tief neigend; „achtzehn Jahre bei der ſeligen Frau Bürgermeiſterin L. in der ...... Straße.

Die Mühle. Ein eben in Paris angekommener Landbewohner fragte, da er bei einem Palaſte vorüberkam, den Thürſteher, was dies für ein großes Haus ſei.

„Das iſt eine Mühle," antwortete jener.

„Dacht' ich's doch," ſagte der Bauer, „da ich einen Eſel am Thore ſtehen ſah!"

Gelehrter. Ein verdienſtvoller Gelehrter, dem ein Vornehmer ſeinen Rang gar zu kenntlich machte, ſagte: „Mein Herr, ich weiß recht gut, was ich wiſſen ſoll; aber auch das fühle ich, daß es leichter iſt, über mir, als mir zur Seite zu ſtehen."

Aus dem Theaterleben.

Humoriſtiſche Skizze von Hermann Uhde.

Das gothaiſche Theater war vor etwa neunzig Jahren eine wahre Muſterbühne. Eckhof (†1778) ſtand an der Spitze, und unter dem Perſonal befanden ſich Kräfte, wie Beck, Beil, vor allen Iffland, welche Großes leiſteten, Größeres verſprachen. Ein herzliches Band umſchlang Meiſter und Schüler, obwohl der erſtere über die ſeltene Kunſtfertigkeit Iffland's, ihn in Ton und Haltung bis zum Verwechſeln ähnlich zu kopiren, oft faſt im Ernſte böſe wurde. Doch ſchenkte er ſeinem Lieblinge —denn das blieb Iffland trotz alledem— noch auf dem Todtenbette ſeine Doſe und ſeinen Stock, viel theure Reliquen. Zwiſchen Beck, Beil und Iffland aber knüpfte ſich hier jene Freundſchaft, welche Sturm und Drang überdauernd, ſich fortſetzte bis in die ſpäteſte Zeit.

Einander nahe an Jahren, voll Heiterkeit und Wärme für ihren Beruf, lebten die drei Jünglinge ſtets beiſammen, einer dem andern ſtrenger Richter.

Manchmal ſtanden ſie Nachts auf, um über Kunſtgegenſtände zu reden, und in lautem Disput zogen ſie in voller Lebhaftigkeit der Unterredung vor das Thor hinaus, in den herrlichen Siebeleber Wald. Bedeutendes wurde ſo vorbereitet, obwohl auch manchmal Barockes mit unterlief.

So übernachteten die jungen Männer einſt in herrlicher Mondnacht unter freiem Himmel unweit vom Kirchthurme eines Dörfchens. Der Perpendikelſchlag der Thurmuhr, den ſie deutlich vernahmen, machte ſie ſtill und ernſt; unwillkürlich gedachten ſie des Augenblicks, wo Hamlet den Geiſt erwartet. Die Räder knarrten — die alte Uhr hob zum Schlage aus — Mitternacht erſchallte dumpf und dröhnend; Schauer des Grabes überrieſelte die Hörer; ſtumm und ernſt gingen ſie heim.

Kurze Zeit darauf wurde „Hamlet" gegeben, und man erinnerte ſich des Perpendikelſchlages. Dem Theatermeiſter wird die Idee mitgetheilt, dieſer findet ſie vortrefflich und jetzt ſie unverzüglich in Scene.

Die betreffende Verwandlung kommt— das Theater verdunkelt ſich — ſchaurig ſtreicht der Wind über die Terraſſe — Eckhof als Geiſt wandelt langſam und feierlich über die Bühne, Hamlet ihm nach. Plötzlich wird ein widriges, ein förmliges Geklapper vernehmbar, nahe, laut — das Publikum fängt an zu lachen.

Hamlet ſieht in die Kouliſſe und murmelt einen Fluch zwiſchen den Zähnen — der Geiſt blickt auf der anderen Seite in die Scene und ſchleudert Blitze mit den Augen.

Der Theatermeiſter läßt ſich nicht ſtören, unermüdlich ſchlägt er im Takt, aus freier Hand mit einem eiſernen Stabe an zwei Brettchen, ſolchergeſtalt den Perpendikel, in der däniſchen Hofkirchenuhr andeutend.

Das Gelächter des Publikums nimmt zu — Hamlet und der Geiſt fangen an zu toben. Die hinter der Scene Befindlichen fahren den Theatermeiſter an: Was ihm denn plötzlich für ein endloſes Geklapper einfalle? Der antwortet mit ruhig lächelnder Miene wichtig: Etwas ganz neues, hier geht der Perpendikel!

Man unterrichtet ihn indeſſen von dem Zorn der Schauſpieler und dem Gelächter des Publikums, und der arme Schelm erſchrickt darüber ſo heftig, daß er immer eifriger trommelt, bis denn der Geiſt unter dem Hohngeſchrei der Zuſchauer beim erſten Hahnenruf in die Tiefe ſinkt.

Der Theatermeiſter hört ihn ſchimpfen und nimmt voll Schrecken Reißaus. Der Vorhang fällt und Hamlet und der Geiſt vereinigen ſich dahin, über den Entflohenen das Anathema auszuſprechen; bald aber gerathen ſie unter ſich in Streit, denn Hamlet behauptet, der Geiſt habe durch Huſten die Scene erſt recht geſtört. Eckhof antwortet pathetiſch: Der Geiſt der reden kann, kann auch huſten!

Mit dieſem Machtſpruch war die Sache beigelegt, und da man dem Vorfall ſpäter die komiſche Seite abgewann, ſo wurde denn auch der arme Teufel von Theatermeiſter begnadigt.

* Der Geiſt im Hamlet war Eckhof's letzte Rolle, Gedenke mein! die letzten Worte, die er auf der Bühne ſprach.—Man wird ſein gedenken, ſo lange für deutſche Kunſt noch deutſche Herzen ſchlagen!

Der Müller im Examen. Ehemals war es in Mecklenburg Sitte, daß der Prediger die Leute, wenn ſie zum Abendmahl gingen, bevor er ihnen das Sacrament reichte, in Gottes Wort examinirte. Einmal fragte er einen Müller: „Glaubſt Du auch ſelig zu werden?"

„Es wird hart genug halten," ſagte der Müller. Der Prediger fragte weiter, und als er wieder zu dem Müller kam, that er ihm die Frage: „Wie heißt das ſiebente Gebot?"

„Herr Paſtor," antwortete er, „damit geb' ich mich nicht ab; denn ich habe die Mühle meinen Kindern überlaſſen."

Darüber ergrimmte der Prediger und fragte ihn: „Was hoffeſt Du mit Deinen Sünden bei Gott verdient zu haben?"

„Ich will nichts dafür haben," antwortete der Müller.

Der Marktplatz in Innsbruck.

Wer kann Tyrol nennen, ohne dabei der reizenden Natur zu gedenken? Wem heben ſich nicht die Bilder eines kräftigen Naturvolkes und einer reichhaltigen Geſchichte vor das geiſtige Auge?

Wenn irgend eine Stadt ein eigenthümliches, aus ſolchem Gemenge hervorgegangenes Gepräge trägt, ſo iſt es Innsbruck.

Die grünen, heiteren Berge ſehen in die düſtere altersgraue Stadt, die Kalkfelſen des Solſtein, der Waldraſterſpitz, der Frau Hütt und des hohen Sattels meſſen ſich ſtolz mit dem kleinen altersgrauen Gehäuſe von Steinen, das eine Straße und endlich die Stadt bildet.

Innsbruck iſt nicht reich an Neubauten. Die alten Häuſer und Plätze, die ſchiefen Brunnen, die Giebeldächer bilden ſeinen eigenthümlichen Schmuck, ja das, was Innsbruck eigentlich intereſſant macht.

Andere Städte mögen ſtreben, der Neuzeit mit jedem Baue ein Kompliment zu machen, Innsbruck ſcheint zu ſtolz auf ſeine Vergangenheit, um durch Niederreißen und Verändern die Phyſiognomie der alten Tage nur ein wenig zu verwiſchen und der Gegenwart weitgehende Konzeſſionen zu machen.

Die hellen, fröhlichen Trachten der Landbewohner ſtechen nochmals ſo eindrucksvoll von den alten und ſeltſamen Mauern ab. Kaum wäre der Eindruck, den das Volk in der Stadt macht, ſo groß, würden die ſchweren Steinmauern, die Erker, Thürmchen und Giebel nicht den charakteriſtiſchen Gegenſatz und Hintergrund bilden.

Sie melden in ihrer ſtummen Beredſamkeit, daß das Volk zu ſeiner Kraft und Urſprünglichkeit ausgeharrt, trotz der Jahrhunderte, daß es bei ſeinem Sinne für die Natur doch eine unerſchütterliche Anhänglichkeit an die alte Heimath hat, und eben dieſe Heimathſtätten, welche ſchon eine Reihe von Geſchlechtern geſehen, treu liebt, an ihnen hängt und bei ihnen ausharrt.

Einer der vorzüglichſten, faſt der beſte Ort zu dieſer Beobachtung iſt der Marktplatz Innsbruck's. Er gewährt einen Ausblick in die grünen Berge. Von dem Thurme und den Erkern, die das Rathhaus krönen, haben beſorgte Augen ſeit Jahrhunderten auf die Schlachtfelder und Kampfesplätze im Gebirge geſehen, um Tod oder Sieg zu erſpähen. In dieſen Arkaden haben die tapferſten Jünglinge, Männern und Greiſe gelagert, den Marktplatz zu einem Waffenplatze machend. Hier waren Andreas Hofer, der Kapuzinermönch Haspinger, Andreas Speckbacher und andere der Tapferſten verſammelt, als ſie auf dem Berge Iſel die große Schlacht geſchlagen und den Feind, welcher hieher gezogen kam, mit wuchtiger Volkskraft niedergeſchmettert hatten! Hier tönten die Siegesgeſänge und frommen Beterlieder, von hier ward auch mancher tapfere Landesſtreiter von den Fremden hinausgeführt, um nie wieder hieher, oder in irgend ein anderes Stück Welt zu kommen!

Ehrfurcht ergreift uns unwillkürlich beim Betrachten dieſer Häuſerreſte alter Zeit, und keinem Spötter, welcher das Neue wünſcht, wird bei dem leichtfertigen Spaſſe ſo ganz wohl werden. Könnten die Steine hier reden, ein jeder würde von einer großen Anzahl Fälle des Opfermuths, der Tapferkeit, des Schickſalswechſels in der rührendſten Weiſe erzählen. Man könnte faſt ein Jahrtauſend zurückgreifen!

Dort an der Mauer der Fürſtenburg iſt ſo ein eigenthümliches Gedenkzeichen alter Zeit. „Es iſt „das goldene Dachl" geheißen. Freilich jetzt gleißt und glitzert es nicht mehr; aber einſt ſtrahlte es helle in ſeinem berechneten Prunke. Das Dachl war ſtark vergoldet. Friedrich mit ner leeren Taſche" hatte es im Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts erbaut. Diejenigen, welche ihn in Acht erklärt, welche ihm den Schimpfnamen beigelegt und ſeine Wiederkehr nimmer hofften, ſollten an dem Goldglanze die Anweſenheit des Herrſchers und des reichen Fürſten erkennen! Dreißigtauſend Dukaten ſoll der fürſtliche Spaß gekoſtet haben, und das Aergſte, die tyroler Stände mußten die leeren Taſchen füllen, daß ſie keineswegs erſteres mehr ſein konnten. Unter dem Dachl iſt ein Erker im gothiſchen Style, ſieben Wappen zeugten von der Macht des Fürſten und noch andere Zierrathen fehlten nicht!—Heute iſt der Eindruck allerdings weniger mächtig. Aber auf jedem Schritt und Tritt wird in Innsbruck das Herz von dem geſchichtlichen Boden und ſeinen gemauerten Zeugen bewegt.

Einem Herrn, der frühzeitig verreiſen wollte, und aus Sorge, die Zeit zu verſchlafen, die Nacht faſt gar nicht ſchlafen konnte, ſchien der Anbruch des Tages zu lange auszubleiben.

„Sieh' doch zu," ſprach er zu ſeinem Bedienten, „ob es wirklich draußen noch dunkel iſt?"

Der Diener ſah zum Fenſter hinaus.

„Es iſt noch Alles dunkel," berichtete er dem Herrn.

„Aber Du Eſel! wie kannſt Du denn das wiſſen?" ſagte dieſer; nimm doch ein Licht, damit Du ſehen kannſt, ob's noch dunkel iſt!

Mozart.

Die hinterlaſſene Wittwe dieſes großen Componiſten, Staatsräthin Niſſen in Salzburg, beſitzt unter mehreren höchſt ſchätzbaren Gemälden, Mozart's Familie betreffend, auch ein kleines Tableau, welches Mozart in Lebensgröße in ſeinem achten Jahre darſtellte. Er ſteht da im ſteifen, pauſchigen Hofkleid, mit ſeidenen Strümpfchen, Schnallenſchuhen, einem kleinen Degen an der Seite, Chapeausbas, die rechte Hand zwiſchen der Spitzenkrauſe der Manchetten, die linke ſtolz in die Seite geſtemmt, das gepuderte Haupt mit dem wunderſchönen Kindergeſichte nach dem Beſchauer gewendet, das große ſchwarze Auge mit einem ſo freien, kecken Blicke in die Welt richtend, daß man lange ſchweigend vor dem Bilde ſteht und endlich laut ruft: Ja, ſo muß Mozart ausgeſehen haben.

Es verhält ſich mit dem Gemälde ſo: Maria Thereſia intereſſirte ſich ſehr für den genialen Knaben. Eines Tages war er in ihrer Kammer, und nachdem er geſpielt hatte, bemächtigten ſich die ganz jungen Erzherzoginnen Chriſtine und Marie Antoinette des lebhaften Kindes und jagten ſich mit ihm durch mehrere Zimmer. Mozart, feurig, lebendig in allen Bewegungen, glitt auf dem glänzenden Parquet aus und fiel hart zu Boden. Die Erzherzogin Chriſtine ſtellte ſich vor ihn hin, und lachte den armen, verdutzten Knaben aus; Mozart traten Thränen der Scham und des Schmerzes in die Augen, er ſah ſie ſchweigend mit einem finſtern Blicke an. Da trat Maria Antoinette (nachherige Königin von Frankreich) hinzu, hob ihn von der Erde auf, trocknete ſeine Thränen mit ihrem Tuche, küßte ihn auf die Stirn und ſuchte ihn durch tauſend ſchmeichelnde Liebkoſungen zu tröſten. Der Knabe ließ ſie lange gewähren, ſah ſie anfangs nur von der Seite an, und ſagte endlich ſchnell entſchloſſen: „Höre, Antoinette, ich werde Dir was ſagen — ich heirathe Dich!"

Maria Antoinette war ſeelenvergnügt, ſie hüpfte in das Zimmer der Kaiſerin und rief froh: „Mama, Mama, Mozart heirathet mich!"

„So," lächelte die Kaiſerin, „ei, das iſt gar keine üble Partie für Dich! Komm' einmal her, mein kleiner Burſche," fuhr ſie fort, den trotzigen Knaben auf's Knie ſetzend, „und ſage mir, was hat Dich denn zu dem jähen Entſchluß verleitet, meine Antoinette zu heirathen?"

„Das will ich Dir ſagen," meinte Mozart, „das iſt ſehr einfach. Die Erzherzogin Chriſtine war ſchuld, daß ich fiel und mir recht weh that. Sie lachte mich ſchadenfroh aus und ließ mich liegen. Antoinette aber hob mich auf und tröſtete mich, das macht — weil ſie gut iſt, und darum will ich ſie heirathen, denn ich mag nur eine gute Frau haben."

„Ja, das iſt recht hübſch, mein Mozart," ſagte die große Kaiſerin, „aber wenn Du ſie zur Frau willſt, mußt Du auch Kleider haben, wie ein Erzherzog."

Mozart ſah verdrießlich d'rein und brummte: „Ei, woher ſoll ich denn Kleider haben wie ein Erzherzog? Sie muß mich eben ſo nehmen."

Am andern Tage kam der Hoffourier mit einer kaiſerlichen Equipage, brachte einen vollſtändigen Hofanzug für Mozart, wie ihn die Erzherzoge trugen, und einen Damenanzug für die Schweſter, welche nicht ohne Beklemmung Zeuge der eben erwähnten Scene geweſen war, und Beide fuhren in ihrer Galla nach Hofe. Der Vater ließ ſie darauf in dieſer kaiſerlichen Pracht malen.

Ein gaſtromoniſcher Statiſtiker giebt im „International" folgende Blumenleſe der Tafelgewohnheiten gekrönter Häupter:

Napoleon III. mäßig, enthaltſam, beklagt ſich nie über den Service; mittelmäßiger Trinker, ſtarker Raucher. Viktoria, mäßig, hält die kirchlichen Feſttage, ſpeiſt gerne Rindfleiſch und Backwerk. Alexander II. ſtarker Eſſer, vortrefflicher [?] Trinker, liebt den Champagner, ſowie das Wildpret. Wilhelm I. ausgezeichneter Trinker, Freund von Rindfleiſch, Schöpſenbraten, Zwiſchenſpeiſen und Bisquit; fröhlicher und hausbackener Tiſchgenoſſe. Franz Joſeph I. ängſtlicher Eſſer. Freund von Rind- und Schöpſenfleiſch, der ungariſchen und Bordeauxweine. Viktor Emanuel hat großen Appetit auf Geflügel und kleines Wildpret, und trinkt Cote d'Or dazu. Iſabella ſpeiſt mit Vorliebe Geflügel und junges Fleiſch, trinkt ſpaniſche Bourdeauxweine. Abdul-Aziz liebt kräftige Nahrung, ſüße Zwiſchenſpeiſen, orientaliſche Früchte und Burgunderwein. (Was ſagt der Koran dazu?) Aus eigener Machtvollkommenheit fügen wir dieſer Liſte noch bei: **Kerengnatnuek, Häuptling der Botokuden, nährt ſich vorzüglich von gebratenen Feinden, ſpeiſt aber in Ermangelung ſolcher auch die eigenen Unterthanen auf.**

Sichere Hilfe. Die äußerſt heftige Frau eines ruhigen Mannes rieth demſelben eine Arznei einzunehmen, die ihn anekelte.

„Es hilft doch nichts," ſagte dieſer.

„Ich will mich hängen laſſen, wenn es nichts hilft," erwiederte die Frau.

„Nehmen Sie getroſt," ſagte der Hausfreund, „hilft es nicht auf dieſe, ſo hilft es doch auf eine andere Art."

Maximilian I.,

auf einem der erſten Throne Europa's ſitzend, vergaß nie den eigentlichen Adel der Menſchennatur, vergaß nie, daß auch er ein Menſch ſei, vergaß nie, daß er ſeine erhabene Stellung nur dem Allerhöchſten zu verdanken habe; und von ſolchen erhabenen Geſinnungen und Gefühlen beſeelt, konnte ihn der Tod weder überraſchen noch erſchrecken.

Wo er einen Gelehrten fand, der ſich in ſeinem Fache wirklich auszeichnete, konnte derſelbe, ohne Rückſicht auf hohe oder niedere Geburt, ſeiner Auszeichnung gewiß ſein. „Billig ziehe ich Diejenigen vor," ſagte er, „welche die Natur ſelbſt vorgezogen hat."

Als bei Gelegenheit ſeiner Abfaſſung der Ahnentafeln für ſein erlauchtes Geſchlecht ein Tadelſüchtiger ſeines Hofes folgende Verſe an die Wand ſchrieb:

Als Adam backt' und Eva ſpann',
Wo war damals der Edelmann?

ſchrieb er, zum Beweiſe ſeiner Beſcheidenheit ſowohl, als auch im gerechten Gefühle ſeines eigenen Werthes und ſeiner Würde, folgende Zeilen als treffende Antwort darunter:

Ich bin ein Mann, wie ein and'rer Mann,
Nur daß mir Gott die Ehre gann.

Vor einem ſolchen Charakter mußte wahrlich auch der heftigſte Widerſacher Ehrfurcht empfinden. So antwortete Ludwig XI. von Frankreich einem geſchmeidigen Höflinge, welcher den Kaiſer nur den Bürgermeiſter von Augsburg genannt hatte: „Sprich nicht ſo ſchimpflich von Max; glaube mir, wenn dieſer Bürgermeiſter die Glocke ziehen läßt, ſo iſt ganz Deutſchland im Harniſch und ganz Frankreich zittert."

Kaiſer Maximilian war von anſehnlicher Größe, ſtark und ſchön gebaut, ſein Anſtand wahrhaft kaiſerlich, ſein Gang feſt und herriſch. Aus den beſtändig unruhigen blauen Augen blitzte ein liebliches Feuer, doch fürchterlich flammend im aufgereizten Zorn. Die um Bruſt u. Nacken flatternden Haare waren von dem ſchönſten Goldgelb, wurden aber frühzeitig weiß. In der Farbe ſeines Geſichtes hatte ſich mit den Roſen der Jugend, bräunliche, männliche Kraftfülle gepaart. Seine Adlernaſe bildete mit der über den Bogen der Augenbrauen ſtark ausgewölbten Stirne, dem ungemein angenehmen Munde und ſanft vorgebogenen Kinn, den vollendetſten Ausdruck von Würde und Kraft. Eines der gelungenſten Bildniſſe dieſes Kaiſers iſt jenes von Albrecht Dürer, in der kaiſerlichen Gemälde-Gallerie zu Wien im Belvedere befindlich. Er war von ſanguiniſchem Temperamente, glühendem Blute, überaus reizbar, in der erſten Aufwallung ſehr ſtürmiſch, aber von der ihm innebewohnenden Güte ſogleich wieder beſänftigt. Auch ohne Zweck gönnte er ſich keinen Augenblick Ruhe; die Tafel verfloß meiſt unter wichtigen und folgenreichen Geſprächen. Er dachte unaufhörlich, ſchrieb aber wenig mit eigener Hand, ſondern dictirte meiſtens, ein untrügliches Kennzeichen eines ungeduldigen Geiſtes. Sein Wahlſpruch war: Per tot discrimina. (Durch ſo viele Wechſelfälle.) Weit entfernt, wiſſenſchaftliche Aufklärung als eine Feindin der öffentlichen Ruhe unterdrücken zu wollen, benutzte er ſie vielmehr zum Glanze und Glücke ſeines Reiches, und verachtete nur jene Wiſſenſchaften, welche nach ſeiner richtigen Anſicht die Geiſter mehr verwirren und vom geſunden Verſtande ableiten, anſtatt ſie zum Rechten zu führen und wahrhaft Nützliches zu befördern.

Herder hatte zu ſeiner Zeit einen großen Zorn gefaßt gegen das Lied aus Schiller's „Räubern" „Ein freies Leben führen wir", an welchem dagegen die geſammte damalige Jugend, namentlich die ſtudirende, ihrerſeits ſehr großen Geſchmack fand. Er bezeichnete daſſelbe öffentlich als ein „ruchloſes, kannibaliſches Lied", und brachte, wenn man die Melodie denn einmal nicht fahren laſſen wolle, folgenden ſittſameren Text in Vorſchlag:

„Der Muſen Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne,
Beſcheidenheit iſt unſ're Zier,
Die Wahrheit unſ're Sonne,"

eine Abänderung, die jedoch leider bei den damaligen Studirenden keinen Beifall gefunden haben ſoll. Auch Schiller ſelbſt hatte großen Aerger daran, wenn er dies Räuberlied von Muſenſöhnen ſingen hörte.

Grund zur Eheſcheidung. Ein betrunkener Eckenſteher kam zu einem Prediger und ſagte: „Herr Paſtor, ick will mir ſcheiden laſſen!"

„Warum denn?"

„Ja, meine Frau trinkt zu viel Schnaps."

„Zu viel Schnaps?" fragte verwundert der Prediger, „und darüber beklagſt Du Dich, der doch täglich betrunken iſt?"

„Eben darum," antwortete der Eckenſteher, „eens muß doch in de Familie ſein, das nüchtern is!"

Brot ſchnupfen. Ein Greis, der vom Weintrinken eine rothe Naſe hatte, ſagte zu ſeinem jungen Enkel bei Tiſche: „Du mußt Brot eſſen; Brot macht die Wangen roth!"

„Du haſt wohl viel Brot geſchnupft?" fragte der Knabe.

Ein humoriſtiſcher Rabenfang.

Eine der drolligſten Scenen bereitete mir ein Vetter, ein großer Jäger vor dem Herrn, den ich im vorigen Winter beſuchte.

Die ganze Flur um ſein Gehöft herum war mit einer leichten Schneedecke überzogen. Mein Vetter ſaß in ſeinem Arbeitszimmer und fabricirte lange Papierdüten, als ich zu ihm eintrat.

„Was treibſt du da?" fragte ich neugierig.

„Du langweiligſt dich" antwortete er. „Ich will dir heute eine originelle Jagd veranſtalten."

„Mit Papierdüten?" fragte ich lachend.

„Ja! du wirſt ſehen!"

Etwa zwanzig lange Düten, ſorgfältig angefertigt, lagen vor ihm. Der Diener brachte eine Schüſſel voll gehackten Fleiſches, das dem Geruch nach ſchon in Fäulniß übergegangen war. Langſam nahm er eine Düte nach der andern und warf ein Stück Fleiſch hinein. Dann holte er den Vogelleim, beſtrich die obern Ränder der Düten und forderte mich auf, ihm zu folgen.

Draußen auf dem Felde hatte er in der Schneedecke bereits einige Dutzend kleiner cylinderförmiger Löcher in den harten Boden graben laſſen. In jedes derſelben ſenkte er eine der Düten.

„Komm," ſagte er, mich zu einer kleinen Hütte führend, „wir werden vom Fenſter aus dem Schauſpiel beiwohnen."

Kaum hatten wir die Hütte betreten, als ſich ein ganzer Schwarm von Raben zeigte, der krächzend über dem Felde kreiſte, wahrſcheinlich angelockt von dem Geruch des Fleiſches. Hungrig ließen ſie ſich auf die Schneedecke nieder und alsbald begann das Schauſpiel, das wirklich ſeine komiſche Wirkung nicht verfehlte.

Einer der Raben nach dem andern ſteckte den Kopf in die Düten, um das Fleiſch herauszuholen. In der Luft taumelnd, eine lange Düte vor dem Kopf, überſchlugen ſie ſich etwa zehn Fuß hoch vom Boden und fielen dann todt auf die Erde. Nur einer von ihnen war nur betäubt, und dieſem einen rettete der Neid eines Vogels das Leben, als dieſer gierig die dem Kameraden am Kopf klebende Düte mit dem Schnabel packte und ſie zerriß.

In weniger als fünf Minuten hatten wir etwa zwanzig Todte, die alle regungslos auf dem Rücken lagen. Ich weiß nicht, erſtickten die Thiere in den Düten oder machte der Schreck eine ſo betäubende Wirkung auf ſie. Nur einzelne gaben noch Lebenszeichen, als wir ſie von den Düten befreiten. Jedenfalls war dieſer Rabenfang für mich eins der originellſten Schauſpiele.

Gallmeyer-Gallimatias!—Ein Gallmeyer-Fanatiker ſchreibt im Peſter Witzblatte „Satan" wörtlich Folgendes: Der Cancan des Fräulein Gallmeyer iſt ein wilde Wünſche erweckendes, phantaſtiſches Geniebild, ein wolluſtvoller Schmerz, der ſinnumnebelnd zu Verbrechen anreizen könnte. Dieſe nervenverzuckende Titanenkraft des linken Unterſchenkels, dieſe elektriſche Rieſen-Elaſticität des rechten zwingt jede ſtaubgeborne Empfindung zum willenloſen Nachbeten und drückt den hartnäckigſten Widerſtand auf die Knie. Das iſt — wie Heine ſagt — „ein Beten mit den Beinen." Die Göttergabe, den reichſten und ſchwerhaltigſten Gedankenſtoff bis zur gänzlichen Erſchöpfung abzutödten, iſt dem Fräulein Gallmeyer in zerſchmetterndem Grade eigen und löſt jeden Zweifel an ihrer welthiſtoriſchen Bedeutung in nichts auf; um dieſes in dieſer irdiſchen Welt noch nicht Dageweſene abzuleugnen —dazu gehören Midas-Ohren. Welcher Himmel in dem Auge, welche Sünde in dem Blick! Dieſer fabelhaft eigenthümliche Junonismus, die claſſiſche Reinheit des Fußausſtreckungs-Vermögens .....die Weltgeſchichte macht eine Pauſe des Entzückens und ſieht erſtarrt zu. Wer hier nicht anerkennt, iſt ein Eſel; deſſen anatomiſche Studien ſind unreif. Aber das von uns nicht blos Geſagte, ſondern auch Empfundene kann unmöglich angezweifelt werden, denn unſere Sprache iſt blüthenreich und klar, und während die Elektrizität unſerer Feder ein nicht genug zu pflegendes, nervendurchzuckendes Erregen abſorbirt und vom wiſſenſchaftlichen Kern des Gedankens abſchweifend das trübe Halbdunkel der Einſicht hinwegzuräumen anſtrebt, bezeichnet ſie gleichzeitig den Maßſtab unſeres Wollens und unverwandelten Denkens, und ſo kann Einfachheit, wirkliche Empfindung und folgerichtige Entwicklung des äſthetiſch plaſtiſchen Anhaltspunktes von Jedem leicht gefunden werden, der, entfernt von leichtſinniger Abſprecherei, den urkundlichen Belegen des Syſtems, wie der Vernunftſchlüſſe in logiſcher Folge ſich anreiht.

Der Tag des Herrn. Paſtor: „Sag' mir einmal, Fritzchen, welcher Tag in der Woche iſt der Tag des Herrn?"

Fritz: „Ich weiß nicht."

Paſtor: „Freilich weißt Du es, beſinne Dich nur. Kommſt Du immer noch nicht darauf? Nun, an welchem Tage geht denn Deine liebe Mama in die Kirche?"

Fritz: „Wenn ſie ein neues Kleid bekommen hat."